
Der Himmel
bleibt offen

Angela, Domenico, Anna

DER HIMMEL BLEIBT OFFEN

Heilung und Integration extremer Missbrauchs-Erfahrungen

Genius Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

ISBN: 978-3-934719-43-9
Dieses Buch ist auf www.genius-verlag.de auch in elektronischer Form erhältlich.

Lektorat: Dagmar Neubronner, www.DagmarNeubronner.de
Layout: Norman Gronostay, www.norman-gronostay.de
Covergemälde: „Der Himmel bleibt offen“ von Norman Gronostay
Korrektorat: Susanne Storch
Druck: Finidr s.r.o., Tschechische Republik

Vorwort der Herausgeberin

Das Anliegen dieses Buches ist, den vielen Menschen, die Vergleichbares erlebt haben, Mut zu machen und ihnen Wege zur Heilung aufzuzeigen.

Die drei Autoren haben viele Jahre lang Furchtbares erlitten. Trotzdem führen sie heute ein erfülltes, erfolgreiches Leben und sind therapeutisch tätig. Die körperlichen und seelischen Spuren ihrer Erfahrungen bleiben präsent. In diesem Buch schildern Angela, Domenico und Anna, welche Folgen die Traumatisierungen hatten und wie jeder von ihnen die eigenverantwortlichen Prozesse von Verarbeitung und Heilung bewältigt.

Namen, Orte und manche irrelevanten Details wurden zum Schutz der Autoren und ihres Umfeldes verändert. Die Berichte von Angela und Domenico wurden von mir anhand mündlicher Interviews niedergeschrieben, den Bericht von Anna habe ich stilistisch überarbeitet. Die drei sind mir persönlich gut bekannt, und ich bin sicher, dass ihre Darstellungen der Wahrheit entsprechen.

Das, was hier so sachlich wie möglich erzählt wird, geschieht weltweit seit Jahrtausenden. Viele Passagen sind für jemanden, der von diesen Dingen bisher nichts wusste, sicherlich sehr erschreckend und grauenerregend zu lesen. Aber wir müssen uns der Wahrheit stellen, um sie verändern zu können.

Dagmar Neubronner, April 2016

Einführung

Wir drei sind vor unterschiedlichem Hintergrund in unserer Kindheit vielfach, viele Jahre und auf grausamste Weise sexuell missbraucht und misshandelt worden und haben es trotzdem geschafft, nicht nur zu überleben, sondern sogar unseren Kraftkern zu bewahren. Aus irgendeinem Grund - vielleicht auch aus individuell verschiedenen Gründen - sind wir nicht gebrochen worden. Jeder von uns ringt zwar bis heute mit den vielfältigen Folgen und Spätwirkungen dieser umfassenden Traumatisierung, und unser Leben ist vom ständigen anstrengenden Prozess der Heilung geprägt. Aber wir leben auch - jeder in ganz eigener Weise - ein glückliches, erfülltes Leben, in dem wir von liebevollen Menschen umgeben sind, uns selbst durch unser Tun ausdrücken, konstruktiv in der Welt und für die Welt tätig sind und sogar andere Menschen hilfreich begleiten können.

Angela ist als Heilpraktikerin in vielfacher Weise helfend und beratend tätig, Domenicos beruflicher Schwerpunkt ist seine Arbeit als Heiler und Kräuterexperte, und Anna arbeitet in ihrer psychologischen Praxis mit schwersttraumatisierten Jugendlichen und Erwachsenen. Wir wollen uns, ausgehend von dem halbwegs sicheren Ufer, das jeder von uns dreien mittlerweile erreicht hat, darüber austauschen, was uns widerfahren ist, wie wir äußerlich und innerlich überlebt haben - und was es uns ermöglich hat, nicht zu zerbrechen, sondern den Weg der Heilung zu beschreiten.

Unsere Hoffnung ist einerseits, dass die Einbettung unserer grauenvollen Kindheitserinnerungen in das „Happy End“ unserer von Heilung geprägten Gegenwart es anderen Menschen ermöglicht, die unfassbare Tatsache dessen, was seit Jahrtausenden

bis heute so vielen Kindern widerfährt, in ihr Bewusstsein einzulassen, ohne sich überfordert abzuwenden. Andererseits wollen wir den Menschen, die Ähnliches erlebt haben, verdeutlichen, wie der Heilungsprozess ablaufen kann, wovon er geprägt ist und wie man ihn fördern kann.

Angela, Domenico und Anna

Angela

Meine Mutter wuchs bei verständnisvollen, freundlichen Eltern auf, die untereinander eine sehr zänkische, unzufriedene Ehe führten. Meine Mutter hatte eine enge, liebevolle Beziehung zu ihrem Vater, kann sich aber nicht an sexuelle Übergriffe erinnern, obwohl ihre Mutter auf das gute Einverständnis zwischen Vater und Tochter oft eifersüchtig war und sogar ausgerufen haben soll: „Dann geht doch gleich miteinander ins Bett!"

Mein Vater wurde als vorehelicher Sohn eines Beamten geboren, der meine Großmutter ziemlich widerwillig auf Anordnung seines Vaters erst heiratete, als mein Vater bereits 2 Jahre alt war. Aus Trotz wählte meine Großmutter für ihren unehelichen Sohn denselben Namen, wie der kurz zuvor geborene Sohn ihrer älteren, erfolgreichen und „gut verheirateten" Schwester ihn erhalten hatte. Meine Großmutter und mein Vater litten zeitlebens sehr unter dieser „Schande" der vorehelichen Geburt, und für meinen Vater war die Kompensierung dieser Schande wohl der wichtigste Antrieb für seinen übermächtigen Drang nach gesellschaftliches Ansehen. Er wollte „etwas darstellen".

Im Rahmen der Kinderlandverschickung während des Krieges ist es, wie ich vermute, zu traumatisierenden sexuellen Handlungen unter den Jugendlichen gekommen – jedenfalls war mein Vater zeitlebens in einer Intensität, die mir schon als junges Mädchen auffiel, fasziniert von entsprechenden Schilderungen, wie Musils „Die Verwirrungen des Zöglings Törleß". Als junger Mann wurde mein Vater gewalttätig gegen seine Mutter und verbrachte etwa zwei Jahre in der Psychiatrie. Dieser Umstand wurde ebenso wie seine voreheliche Geburt als großes Familiengeheimnis verschwiegen. Ich habe erst mit Mitte Zwanzig von meiner Mutter das Wenige erfahren, das mein Vater ihr kurz vor der Hochzeit als „reinen Wein" eingeschenkt hatte. So soll er

Elektroschocks erhalten haben, aber die näheren Umstände seiner psychischen Probleme und eine Diagnose sind mir nicht bekannt. Die Mutter meines Vaters wurde mit Mitte Fünfzig in die Psychiatrie eingeliefert und verbrachte die letzten Jahrzehnte ihres Lebens in einem Altersheim für psychisch kranke Menschen. Ich mochte sie und habe sie als freundliche, etwas wunderliche, aber auf mich als Kind ungefährlich wirkende Frau in Erinnerung. Aus Erzählungen weiß ich, dass sie krankhaft eifersüchtig gewesen sein soll – ich nehme aber an, dass sie auch allen Grund hatte, ihrem Mann diesbezüglich zu misstrauen.

Meine Mutter lernte meinen Vater als Sechzehnjährige in der Tanzstunde kennen und verliebte sich sofort in ihn. Er hatte aber eine feste Freundin und tanzte zwar oft mit meiner Mutter, wählte aber für den Abschlussball eine andere Tanzpartnerin. Sieben Jahre später traf meine Mutter meinen Vater wieder. Sie war zu diesem Zeitpunkt gerade im 2. Monat schwanger mit meiner älteren Halbschwester - von einem Mann, der nicht gewillt war, meine Mutter zu heiraten.

Mein Vater studierte und heiratete meine Mutter ebenfalls erst, als deren uneheliche Tochter, meine Halbschwester, 2 Jahre alt war. Gerade als meine Mutter mit ihrer kleinen Tochter zu ihm ziehen wollte, verlor er fristlos seine Stelle im pädagogischen Bereich. Meine Mutter vermutet rückblickend, dass der Grund hierfür sexuelle Übergriffe auf ihm anvertraute Kinder waren. Meine Mutter wurde sofort mit mir schwanger, und unter den beengten Wohnverhältnissen in der Nachkriegszeit ergab es sich, dass die Schwangere im Erdgeschoss in der Küche übernachtete, während mein Vater mit seiner 2-3jährigen Stieftochter im 1. Stock schlief. Ich bin davon überzeugt, dass mein Vater meine Halbschwester von Anfang an sexuell missbraucht

hat, sowie sich ihm die Gelegenheit dazu bot.

***

Meine Geburt erfolgte sehr rasch und problemlos in einem kleinen Krankenhaus. Meine früheste Erinnerung an meinen Vater ist der gierige Blick, mit dem er mich nach meiner Heimkehr aus dem Krankenhaus zehn Tage später maß. Meine Mutter hat mir berichtet, dass mein Vater noch während ihres Krankenhausaufenthaltes Oralverkehr von ihr forderte, weil sie ja „untenherum" gerade nicht zu gebrauchen sei. Als die Hebamme hereinkam, stand mein Vater am Fenster des Klinikzimmers und knöpfte sich noch schnell die Hose zu.

Als ich nach Hause kam, war ich zehn Tage alt, und inzwischen erinnere ich mich an zahlreiche Vergewaltigungen und Quälereien auf dem Wickeltisch im zartesten Babyalter. Aber auch an vielen anderen Orten erlebte ich, teilweise mehrmals täglich, orale, anale, vaginale Manipulationen und Vergewaltigungen. Diese waren einerseits sehr schmerzhaft, andererseits wirkten sie auf mich teilweise akut lebensbedrohend, weil ich zum Beispiel das Gefühl hatte, an Sperma zu ersticken oder der Wucht der Stöße mit dem Penis nicht gewachsen zu sein.

Ich hatte kaum Wahrnehmung für meinen Körper, stolperte und verletzte mich häufig und galt als besonders ungeschickt. Nicht nur das rechtzeitige Aufsuchen der Toilette, auch bewusster Umgang mit der Darmentleerung fiel mir aufgrund der abgedämpften Empfindungsfähigkeit schwer, so dass ich trotz der damals üblichen konsequenten Sauberkeitserziehung auch als Vorschulkind und während der Grundschulzeit immer wieder

„die Hosen voll“ hatte. Zur Strafe und wegen des Gestankes musste ich manchmal mit voller Hose durch eine Türscheibe der Familie beim Essen zuschauen.

Meine Mutter war in dieser Zeit selbst oft verzweifelt und traurig und weinte. Ich erinnere mich an eine Situation, die noch vor der Geburt meiner kleinen Schwester gelegen haben muss. Meine Mutter saß weinend auf dem Boden im Kinderzimmer und erzählte mir die Geschichte unseres schönsten Stofftieres, eines wunderbaren Steiff-Bären mit grauem Fell. Ein Verehrer hatte den Bären meiner Schwester geschenkt, als sie noch ein Baby war, verbunden mit einem liebevollen Brief („Du und ich, wir haben deine Mutter sehr lieb!“) und einem Heiratsantrag an meine Mutter. Ich glaube, in diesem Moment fragte meine Mutter sich, ob die Entscheidung für diesen freundlichen Mann nicht die bessere Wahl gewesen wäre. Ich selbst war noch keine drei Jahre alt, übernahm aber innerlich in diesem Augenblick ein für alle Mal innerlich die Verantwortung für meine Mutter, ihr Wohlergehen und ihren Schutz.

Die Aufspaltung zwischen dem, was heimlich geschah, und dem offiziellen Leben bekam manchmal Risse, die mich sehr verwirrten. Meinem Vater gelang es, vor meiner naiven, gutgläubigen und ihm in einer Mischung aus Liebe und Angst ergebenen Mutter seine Handlungen zu verheimlichen, so dass es zwei Realitäten gab. Für eine hatte ich Worte, für die andere nicht. Einmal kuschelte ich mich Sonntagsmorgens zu meinen Eltern ins Bett und gab wohl meinem Vater einen Kuss auf den Mund. Daraufhin belehrte er mich demonstrativ für die Ohren meiner Mutter, dass Kinder ihren Eltern nur „Küsschen“ auf die Wange gäben, aber ein richtiger Kuss nur zwischen Erwachsenen ausgetauscht würde. Aha? Ich war sehr verwirrt, denn das passte nicht

zu meiner Erfahrung.

Als ich vier war, wurde ich anlässlich der Taufe meines neugeborenen Schwesterchens nachträglich mitgetauft, weil ein ungetauftes Kind für die Karrierewünsche meines Vaters hätte nachteilig sein können. Dies sollte aber nicht auffallen, weswegen meine Eltern, wenn ich an der Kaffeetafel stolz erzählte, ich sei heute auch getauft worden, so taten, als würde ich aus Geltungsdrang lügen. Auch dies verwirrte mich sehr.

Meine drei Jahre ältere Schwester litt damals unter „Analfissuren" – meine Mutter erzählt, sie habe ihr auf der Toilette den Mund mit Klopapier zugehalten, damit die Nachbarn das Schreien nicht hörten. Eines Tages, ich war zwischen vier und fünf Jahren, war meine Mutter wohl nicht da. Sie verließ, wie es damals für eine Hausfrau normal war, selten das Haus und jeweils nur für Minuten bis Stunden, aber was in diesen kurzen Zeiträumen alles geschehen kann, ist erstaunlich. Jedenfalls bog ich um die Ecke von Esszimmer zum Wohnzimmer und erstarrte: Mein Vater lag mit Barbara auf dem Wohnzimmersofa und penetrierte sie anal, was ich auch riechen konnte. Meine Schwester lag schweigend und regungslos da und blickte ins Leere; mir fiel nur ihr kalkweißes Gesicht auf. Ich stand entsetzt und wusste: Das hätte ich nicht sehen dürfen. Gleichzeitig registrierte der bewusste Teil meines Gehirns, was der wortlose Teil schon längst wusste: „Aha. Sie also auch."

Mein Vater erhob sich, fing an zu brüllen und stürzte mir nach in die Küche, wo er mich hochhob und im Stehen nun ebenfalls anal mit so dämonischer Wut vergewaltigte, dass mir Hören und Sehen verging und ich danach schlaff in seinen Armen hing. Er zog mir Hose und Strumpfhose wieder hoch und legte mich, nun wieder ganz liebevoller Vater, in mein Bett, damit

ich mich erholen konnte, bis meine Mutter wieder eintraf. Dort lag ich, ganz konzentriert auf die merkwürdige Wahrnehmung der Reibung von Strumpfhose an Bettdecke, wenn ich das Bein bewegte – mein Unterleib war ein einziger tosender Schmerz. Vielleicht deswegen war ich ganz von der ungewohnten Empfindung beansprucht, mit Strumpfhose im Bett zu liegen. Irgendwie war das gegen die Ordnung, und darauf konzentrierte ich mich. Meine knapp vier Jahre jüngere Schwester Franzi liebte ich sehr. Sie muss ein paar Monate alt gewesen sein, als ich eines Nachmittags beschloss, mit ihr zusammen zu fliehen. Sie lag zum Schlafen im Kinderwagen im Garten, und ich als Vierjährige wuchtete das Baby mit Mühe heraus. Doch was nun? Das Hoftor war wie immer abgeschlossen, der Garten ringsum mit Hecken und Zäunen umgeben, und ich wusste ja auch danach nicht weiter. Eine Weile hockte ich mit Franzi zwischen Lupinen und Johannisbeeren, dann wurde mir die Aussichtslosigkeit meines Vorhabens bewusst. Mit großer Anstrengung gelang es mir, meine Schwester wieder in den Kinderwagen zu befördern, ohne Schaden anzurichten.

***

Schon als Kleinkind entwickelte ich häufige Mandeleiterungen und Halsentzündungen. Aufgrund dieser Versuche meines Körpers, den ständigen Invasionen etwas entgegenzusetzen, wurden mir schon mit dreieinhalb Jahren die Rachenmandeln entfernt. Eine meiner ersten bewussten Erinnerungen beziehen sich auf das letzte Frühstück vor der Fahrt ins Krankenhaus: Ich bekam zur Feier des Tages ein Ei, erwischte einen Splitter der Scha-

le und klagte über den Schmerz in meinem entzündeten Hals. Mein Vater sagte, vordergründig tröstend, aber mit einem mir sehr verständlichen Unterton und gierigem Flackern in den Augen: „Ja, danach hast du wieder mehr Platz im Hals.“ Ich weinte bitterlich, weil mir in diesem Moment klar war, dass der Krankenhausaufenthalt diesbezüglich nichts ändern und danach alles wie gewohnt weitergehen würde.

Die unsichtbare Realität, für die ich keine Worte hatte und die auch deshalb weitgehend ohne Verbindung zur offiziellen Realität blieb, wurde nur in solchen Augenblicken irgendwie für mich fühlbar. Es gab auch verschlüsselte Code-Sätze. Wenn mein Vater mir beispielsweise nach dem Mittagessen befahl, ins Kinderzimmer zu gehen und aufzuräumen, er würde gleich nachkommen, ging ich gehorsam die Treppe hoch, aber nicht ins Kinderzimmer, sondern ins Elternschlafzimmer, und wartete dort zitternd auf meinen Vater und das, was er mit mir anstellte. Warum ich dafür ins Schlafzimmer gehen musste, ist mir nicht ganz klar. Meine Mutter war nach dem Essen mit der Küche beschäftigt, meine Geschwister hätten sich gehütet, irgendwo einzudringen, wo mein Vater hätte gestört werden können. Jedenfalls wusste ich, was ich zu tun hatte, auch wenn die Worte anders lauteten. Bis heute ist es so, dass ich große Schwierigkeiten habe, gesprochenen Anweisungen zu folgen. Sowie mir jemand einen Weg oder eine Arbeitsanweisung beschreibt, füllt sich mein Gehirn mit angstvollem Nebel. Wenn ich im Auto unterwegs bin oder auch in einem unbekannten Gebäude, habe ich in Bezug auf den Weg nicht die Möglichkeit, meiner ansonsten ausgeprägten Intuition zu folgen, und verirre mich ständig. Heute hilft mir die Navi-Technik, diese Schwierigkeiten zu überbrücken, und ich arbeite nach wie vor daran, der Panik

solcher Situationen zu widerstehen.

Bei einer Gelegenheit – ich muss zwischen sieben und zehn Jahren alt gewesen sein – machte ich offenbar während einer oralen Vergewaltigung etwas „falsch“ oder verhielt mich ungeschickt. Mein Vater ohrfeigte mich kräftig, während mir sein Penis im Rachen steckte. Heute habe ich Hörprobleme, und eine Craniosakral-Therapeutin hat festgestellt, dass in meinem Kiefer- und Innenohrbereich viele kleine Knöchelchen minimal verschoben sind.

Während ich in den ersten Lebensjahren im Grunde hauptsächlich mit bloßem Überleben beschäftigt war, nahm später eine tiefgreifende Aufspaltung meines Bewusstseins Formen an. Es gab die offizielle Welt, zu deren Erinnerungen ich Zugang hatte und wo ich ein normales Leben in einer normalen Familie mit polterigem Vater, liebevoller Mutter, Geschwistern und alltäglichen kleinen Problemen führte. Darunter gab es noch etwas Dunkles, Großes, Beängstigendes, Ungeheures, von dem ich aber nichts „wusste“. Es drängte durch die gelegentlichen Risse herein, aber ich konnte es nicht benennen. Ich hätte niemandem von diesen Dingen erzählen können. Ich hatte viele Alpträume und war ein sehr weinerliches und schüchternes Kind, das sich einerseits immer wieder „grundlos“ in verzweifelter Angst an die Mutter klammerte, andererseits auch heftige Wutausbrüche hatte. Wenn ich mich sicher fühlte, war ich fröhlich, keck und vorlaut – aber meine kindliche Fröhlichkeit konnte jederzeit, ausgelöst durch Worte, Blicke, Gerüche, Handlungen umschlagen in das altbekannte namenlose Entsetzen.

Allerdings war meine Mutter um mein fünftes Lebensjahr herum für anderthalb Jahre viel mit uns allein, weil mein Vater vorübergehend in einer anderen Stadt arbeitete und nur alle

zwei Wochen nach Hause kam. Das war einerseits eine Erleichterung, andererseits war meine Mutter traurig, und alles fühlte sich unvollständig an.

Was sich fortsetzte, war auch das Empfinden der Ausweglosigkeit. Einmal starteten Barbara und ich einen regelrechten Hilfeschrei: Wir entleerten unseren Darm jeder in eine Plastiktüte, knoteten sie zu und versuchten die Beutel aus dem Dachfenster zu werfen. „Helft uns, hier ist etwas faul, hier ist alles Scheiße!“ Aber die Plastiktüten blieben auf dem Dach liegen. Es gab keine Rettung. Wir hätten nicht sagen können, was oder wer uns quälte. Solche symbolhaften Handlungen waren alles, wozu wir in der Lage waren.

***

In die Zeitspanne zwischen meinem 6. und 7. Lebensjahr fiel eine Begebenheit, die nichts mit meinem Vater zu tun hatte. Rückblickend fühlt es sich für mich so an, als hätte ich das nur erlebt, um Jahrzehnte später das, was Anna und Domenico zu erzählen haben, für möglich halten zu können.

Gegenüber des von uns in den ersten sieben Jahren meines Lebens bewohnten Hauses gab es einen Eckladen, in dem ein ältlicher hagerer Mann Süßigkeiten, Tabakwaren und Zeitschriften verkaufte. Die Raketenlutscher und andere Leckereien aus diesem Laden liebte ich sehr. Von einem bestimmten Zeitpunkt an jedoch mied ich den Laden ängstlich und betrat ihn nie mehr. Die Verwunderung hierüber war ein weiterer Ankerpunkt meines Gedächtnisses, das so sorgfältig alles, was ich erlebte, aufteilte in die Dinge, die ich wissen durfte, und die anderen.

Folgendes geschah: Eines Tages landete ich – die genauen Umstände sind mir nicht erinnerlich – in der Küche hinter diesem Laden. Dort war eine Metallstange in etwa 1,70m Höhe quer durch den Raum auf den Küchenschränken befestigt. Der Süßigkeitenmann und sein Helfer, ein kräftiger Metzgergeselle, banden mich wie ein Schwein mit Händen und Füßen an diese Stange. Ich kann mich nicht entsinnen, ob ich ganz nackt oder nur barfuß war – es ging dem Süßigkeitenmann, jedenfalls zunächst, um meine Füße. Ein schwarzmagisches Ritual, das mit Geld zu tun hatte, sollte durchgeführt werden. Der Süßigkeitenmann begann, ein Feuerzeug an bestimmte Punkte meiner Füße zu halten und dazu aus einem Buch Dinge zu murmeln. Dann jedoch brach er – zur Enttäuschung des Metzgergesellen – die Aktion ab, ob aus Angst oder Gewissensbissen, weiß ich nicht. Jedenfalls wurde ich nach Hause geschickt. Ich erinnere mich, wie ich im Garten auf der Erde saß und meine schmerzenden Füße betrachtete, die aber nur einige harmlose Brandblasen abbekommen hatten. In mir fühlte ich eine große Stummheit – ich war erst Jahrzehnte später in der Lage, mich an dieses Erlebnis zu erinnern und darüber zu sprechen.

Die Straße vor unserem Haus stieg steil an, und da es die Hauptstraße des Dorfes war, in dem wir lebten, donnerten häufig Lastwagen in hohem Tempo bergab vorbei oder krochen ächzend bergauf. Ich erinnere mich an einen Moment noch vor Beginn der Schulzeit, in dem ich auf dem Bürgersteig vor unserem Haus stehe und intensiv mit der Versuchung ringe, mich vor einen dieser bergab donnernden Lastwagen zu werfen. Ich hatte das Gefühl, „es“ nicht mehr aushalten zu können. Irgendwann drehte ich mich ganz langsam und mühselig um und ging zurück zu unserem Haus. Das war damals ein

schwerer Entschluss, aber heute bin ich sehr froh, durchgehalten zu haben.

***

Ich hatte kaum ein halbes Jahr lang die erste Grundschulklasse besucht, da beschlossen meine Eltern, dass meine Mutter für das letzte halbe Jahr der Auswärtstätigkeit meines Vaters zu ihm kommen sollte. Meine Großeltern mütterlicherseits erboten sich, das älteste Kind, also meine Halbschwester, für diese Zeit zu sich zu nehmen. Sie sahen wohl auch, mit welcher unbarmherzigen Eifersucht auf seinen Vorgänger mein Vater seine Stieftochter behandelte, hasserfüllt, herabsetzend, demütigend. Da meine Schwester nicht ahnte, dass mein Vater nicht ihr leiblicher Vater war, trieb diese ständige Abwertung kombiniert mit dem „verborgenen Grauen" des Missbrauchs sie später in eine Psychose, und sie verbrachte ihr kurzes Leben gezeichnet von Psychiatrie-Aufenthalten und der benebelnden Wirkung der Psychopharmaka.

Nun wollte mein Vater sich den Einfluss auf seine Stieftochter nicht nehmen lassen oder was sonst die Gründe waren – jedenfalls musste ich mit gerade sechs Jahren für ein halbes Jahr allein zu meinen Großeltern, während meine Eltern und Geschwister gemeinsam Hunderte von Kilometern entfernt lebten. Meine Großeltern waren zwar untereinander zerstritten, aber jeder von ihnen war sehr nett zu mir, und körperlich hatte ich Ruhe. Die Morgenstunden, wo ich am Fußende im Bett meiner Großmutter sitzen durfte, während sie mir aus Tausendundeiner Nacht vorlas, manchmal in eintöniges Nuscheln verfiel (sie kannte die Geschichten in- und auswendig...) und dabei mit ih-

rem abgearbeiteten Daumen immer wieder über die Papierkante fuhr, gehören zu den schönsten und geborgensten Erinnerungen meiner Kindheit.

Trotzdem fühlte ich mich unendlich einsam und verlassen und fand keinen Anschluss an andere Kinder, weder in der Schule noch nachmittags auf dem Spielplatz, wo ich stundenlang allein schaukelte. Ich sehnte mich nach meinen Eltern und Schwestern und verstand nicht, warum ich nicht dazugehören durfte. Einmal wurde ich von meinen Eltern mitgenommen zu einem Besuch und besah neidvoll alles, was meine Geschwister mir zeigten. Mein Vater nahm mich mit in sein Labor – danach hatte ich jahrelang Alpträume von einer Szene, wo jemand im weißen Kittel, dessen Gesicht ich nie erkennen konnte, mich auf einen Tisch stellte und mir entsetzliche Schmerzen am Unterleib zufügte. In meinen Träumen hieß dieser Mann „Jesus", und ich wunderte mich, weil ich mir Jesus vorher weder im weißen Kittel vorgestellt noch ihm eine so böse Tat zugetraut hatte. Rückblickend war diese Tarnbezeichnung meines Bewusstseins sehr treffend für jemanden, den ich für meinen großen Beschützer und Helfer hielt. Mein Tagesbewusstsein brachte damals diese Alpträume nicht mit meinem Vater und mit dem Laborbesuch in Verbindung – heute sehe ich das Gesicht des Labormannes deutlich.

Ich wechselte in meiner Grundschulzeit noch zweimal die Schule, einmal zurück in meine erste Schule und dann nach einem Umzug der gesamten Familie in eine dritte Schule. Durch die häufigen Wechsel konnte niemand von uns wirklich tiefe Beziehungen außerhalb der Kernfamilie aufbauen. Ich glaube jedoch nicht, dass mein Vater diese häufigen Umzüge bewusst inszeniert hat – er verfolgte einfach seine Karrierepläne und nahm unsere Wurzellosigkeit billigend in Kauf.

Meine Mutter hat mir später erzählt, dass mein Vater am letzten Abend vor dem Umzug unsere Katze mit seinen Händen erwürgt hat. Er erzählte ihr, das müsse sein, weil die Katze ja nicht mitgenommen werde konnte. Aber damals, Anfang der sechziger Jahre, lebten Katzen auf dem Lande ein ganz freies Leben, fingen sich den Großteil ihrer Nahrung selbst, und es war völlig normal, sie bei einem Umzug zurückzulassen. Mein Vater nutzte einfach die Gelegenheit, seinen Sadismus auszuleben.

In der Schule am neuen Wohnort verlebte ich die dritte und vierte Schulklasse. Unsere Klassenlehrerin war eine fröhliche, strahlende blonde Frau, die ich sehr verehrte. Sie wirkte im Vergleich zu meiner Mutter furchtlos und frei. Zu meinen Schulkameraden hatte ich kaum Kontakt; ich erlebte die anderen Kinder wie durch einen Nebel, und die allermeisten mochten mich nicht. Wenn wir uns in Zweierreihen aufstellen sollten, wollte niemand neben mir gehen und meine Hand nehmen – das war nur noch bei einem anderen Mädchen so, dass viele Warzen an den Händen hatte. Wir beide mussten dann in einer Reihe gehen, und ich ekelte mich ebenfalls vor den Warzen. Ich hatte keine Warzen und wunderte mich vage über die Ablehnung der anderen Kinder – offenbar hatte ich etwas an mir, was sie als „anders“ und abstoßend erlebten.

***

Mit neun Jahren kam ich aufs Gymnasium. Nun fuhr ich oft bei meinem Vater im Auto mit, der in der Nähe des Gymnasiums arbeitete. Ich erinnere mich an Stopps an Waldparkplätzen – unser neuer beigefarbener Opel Record hatte Liegesitze, und es

gab auch eine Decke im Wagen. Auch leere Räume und Abstellkammern in dem Gebäude, in dem mein Vater arbeitete, haben sich meinem Gedächtnis eingeprägt, obwohl über vielen Details weiterhin ein undurchdringlicher Nebel liegt. Mein Vater stellte mir andere Mädchen vor, die ihm in besonderer Weise zugetan zu sein schienen und die er vermutlich ebenfalls missbrauchte. Ich erinnere mich an ein geistig behindertes Mädchen, das sich sehr auffällig an seinen Hals hängte, was aber von den Eltern als Zeichen einer besonders herzlichen Beziehung aufgefasst wurde. Auch ein sehr hübsches Mädchen namens Irmgard blickte meinen Vater in einer Weise an, dass ich als Kind eine innere Verbundenheit und gleichzeitig Eifersucht spürte.

Meine Isolation in der Schule setzte sich fort. Die Kinder, mit denen ich nachmittags zu Hause spielte, besuchten ein neusprachliches Gymnasium in der Nähe, während ich durch die halbe Stadt ins einzige altsprachliche Mädchengymnasium fahren musste. Niemand wollte die Pause mit mir verbringen, und nur als Lückenbüßerin durfte ich manchmal beim Gummitwist mitmachen. Mich beim großen Springseil anzustellen fehlte mir meist der Mut, denn ich war ja so ungeschickt, und wer das Seil zum Stoppen brachte, machte sich noch unbeliebter. Manchmal suchte ein Mädchen meine Nähe, um sich nach einem Streit an einer Freundin zu rächen und demonstrativ eingehakt mit mir über den Schulhof zu gehen. Aber dieses zweifelhafte Glück hielt meist nur eine Pause lang, dann vertrugen die Beiden sich wieder. Meine anfangs sehr guten Schulleistungen sanken rapide, und als wir zwei Schuljahre später wieder einmal den Wohnort wechselten, war bereits meine Versetzung bedroht, und ich hatte in Mathe zwei Sechsen geschrieben.

Mit etwa zehn Jahren hatte ich ein Erlebnis, das zwar äu-

ßerlich gesehen im Grunde ebenfalls ein Übergriff war, mich aber durch den Unterschied zu dem, was ich mit meinem Vater erlebte, nur einerseits verängstigte. Andererseits blieb auch ein Staunen in mir zurück. Ich spielte eines Nachmittags allein in einer Baustelle ganz nah bei der elterlichen Wohnung, als ein etwa vierzehnjähriger Junge mich bat, mit ihm in den Keller zu kommen. Ich gehorchte, und er bat mich, mir die Hose herunterzuziehen. Wieder gehorchte ich – mit Gegenwehr oder Verweigerung hatte ich keine oder keine guten Erfahrungen. Zu meiner Überraschung und Verunsicherung schmiegte dieser fremde Junge aber „nur“ sein Gesicht an meinen Unterleib und küsste mich dort. Er tat mir nicht weh, er manipulierte nicht, und von ihm ging etwas aus, das ich nur als Hochachtung oder Verehrung für das Weibliche auffassen konnte. Ich stand ein paar Sekunden da und ließ ihn gewähren, dann rannte ich verwirrt weg, ohne dass er versucht hätte, mich aufzuhalten. Wenn ich diesem Jungen später manchmal auf der Straße oder einmal im Wartezimmer eines Arztes begegnete, bog ich erschrocken ab bzw. floh, aber was mich an diesem Ereignis eigentlich beeindruckte und was mir haften blieb, war diese für mich völlig neue, vage Wahrnehmung von Hochachtung, Wertschätzung und behutsamer Zärtlichkeit für meine Weiblichkeit. Das gab es also auch.

Zu Hause war es mir nach einigen Anlaufschwierigkeiten gelungen, am neuen Wohnort Anschluss zu finden. Mit einem sehr dicken Mädchen namens Birgit spielte ich auf dem Dachboden ihres Hauses Herr und Sklave, und wir misshandelten uns abwechselnd – wir taten uns nicht ernstlich weh, sondern ersannen immer neue Szenarien von Gewalt, Demütigung und Nacktheit. Ich vermute, dass mir diese Spiele halfen, die ständigen unbewusst bleibenden Misshandlungen und Vergewalti-

gungen zu verarbeiten und auszuhalten. Ob meine Freundin Ähnliches zu verarbeiten hatte wie ich, habe ich nie erfahren, ich kann es nur vermuten.

Mit elf Jahren überredete ich eine andere Freundin, die im selben Mietshaus wohnte, mit mir wegzulaufen, und schlich mich mit einer Decke und einem Brotlaib sowie anderen hilflos zusammengestellten Utensilien in den Hausflur. Wir hatten uns im Keller verabredet, meine Freundin kam aber nicht, und ich zögerte so lange an der Wohnungstür herum, bis meine Mutter erschien und ich wieder ins Bett ging. Meine Mutter stellte bei solchen Gelegenheiten keine Fragen und war freundlich – was mir aber auch jede Chance nahm, mich ihr anzuvertrauen.

Für ein halbes Jahr kam eine Schülerin in unsere Klasse, die ebenso wie ich von den anderen gemieden wurde und ebenso wie ich Mundharmonika spielte. Sie kam wohl aus schwierigen Verhältnissen und erzählte mir von ihrem volljährigen Freund – sie war knapp zwölf wie ich. Wir sprachen nicht viel, und wieder wunderte ich mich vage, was ich mit diesem Mädchen wohl gemeinsam hatte. Aber während sie da war, spielten wir in den kleinen Pausen unsere Musikstückchen, was mich sehr beglückte.

***

An unserem nächsten Wohnort genoss ich eineinhalb Jahre lang in meinem zwölften und dreizehnten Lebensjahr eine interessante, anspruchsvolle Schule, in der es mir Spaß machte, mich anzustrengen. Ich fand sofort eine Schulfreundin, die am selben Tag wie ich als „Neue“ dazukam und mit der mich eine lebens-

lange Freundschaft bis heute verbindet. Wir lasen uns nachmittags per Telefon aus unseren Tagebüchern vor – diese enthielten allerdings nur unsere Schwärmereien für die Jungen an unserer Schule, über unsere wirklichen Probleme sprachen wir nicht.

Ich für mein Teil war dazu nicht in der Lage, denn ich wusste von nichts. Ich war davon überzeugt, wunderbare Eltern zu haben und eine glückliche Kindheit zu verleben. Gut, mein Vater führte ein autoritäres Schreckensregiment und brüllte oft herum, aber meine Mutter war meist liebevoll und fröhlich und versuchte nach ihren – schwachen – Kräften zu vermitteln. Da sie selbst Angst vor meinem Vater hatte, konnte sie uns wenig Schutz bieten, aber immerhin meist Trost. Auf diese Weise konnte ich mir Manches von meinem unbewussten Leid von der Seele weinen und galt eben als Heulsuse. Meine Mutter spricht heute noch davon, dass sie meine bitterlichen Tränen nie ertragen konnte – vielleicht hat sie den in ihnen enthaltenen Schmerz gespürt, auch wenn ihre naive Gutgläubigkeit oder ihr blindes Vertrauen in meinen Vater sie daran gehindert haben, die Wahrheit zu erkennen. Das Thema sexueller Missbrauch von Kindern war ihr nach ihrer Aussage gar nicht bekannt.

Ich konnte also ein stabiles, wenn auch falsches Welt- und Selbstbild aufrechterhalten, aus dem alles Ungeheuerliche ausgesperrt blieb, ich fand Trost und Wärme bei meiner Mutter und auf einer vordergründigen Ebene sogar bei meinem Vater. Ich hatte auch – im Vergleich zu Anna und Domenico – viel Zeit zum Spielen und Lesen.

In dieser Zeit zwischen zwölftem und dreizehntem Lebensjahr hat wohl eine Abtreibung stattgefunden. Jahrzehntelang war das Puzzlestückchen in meinem Hirn, dass den Anker für die diesbezüglichen Erinnerungen bildete, nur eine Situation, wo

ich im Keller unseres Hauses allein unter der Dusche stand und dachte: „Eigentlich ist mein Körper fertig, eigentlich eine Verschwendung, nicht schwanger zu werden.“ Gleichzeitig dachte ich mit einem riesigen Fragezeichen: „Warum denke ich so etwas???“ Ich schwärmte für Pferde und für Indianer und begann gerade erst, mich für die interessierten Blicke dreizehnjähriger Jungen zu interessieren – dieser Gedanke passte überhaupt nicht zu meiner Welt. Aber die deutliche, in sich völlig unverfängliche Erinnerung an meinen merkwürdigen Gedanken unter der Dusche war wie eine kleine Flagge, die aus den Abgründen an die Oberfläche ragte und ihren Zusammenhang erst viel später preisgab. Eine weitere Flagge bildete die von mir mitgehörte gebrüllte Behauptung meines Vaters, in Sizilien sei es normal, dass jede Fünfzehnjährige zunächst mal von ihrem eigenen Vater geschwängert wird. Da es sich beim Adressaten dieser Worte eigentlich nur um meine Mutter gehandelt haben kann, muss auch ihr Gehirn erstaunliche Verdrängungsleistungen vollbracht haben. Denn obwohl sie sich mittlerweile an manche kleineren Indizien und Details erinnert, beteuert sie glaubwürdig, davon nichts zu wissen.

Ich selbst erinnere mich mittlerweile wenigstens an einen hellgrün gekachelten Raum aus der Perspektive eines Gynäkologenstuhls und an das intelligente Gesicht eines goldbebrillten Mittvierzigers mit gepflegtem Bart, der mich in neutraler Kühle ohne jede Anteilnahme betrachtete. Wer weiß, was mein Vater ihm über mich erzählt hatte. Da wir damals dicht an der holländischen Grenze wohnten, fand die Aktion vielleicht dort statt. In der Folge erhielt ich mit gerade dreizehn Jahren die Antibabypille verschrieben – von einem Orthopäden, um mein angeblich bedrohliches Längenwachstum zu stoppen. Das war

damals eine beliebte Diagnose, um sehr jungen Mädchen die Pille zu verschreiben.

Zu dieser Zeit drückte mein Vater, den ich als unersättliche Leseratte öfter um Literaturtipps anging, mir den Roman „Lolita" von Vladimir Nabokov in die Hand. Ich habe die Szene und sein Lächeln, als er mir das Buch reichte, noch in klarer Erinnerung. Ich las das Buch mit Faszination und intensivster Anteilnahme für das missbrauchte Kind, ohne dass mein Bewusstsein eine Verknüpfung zwischen dem, was ich da las, und meiner eigenen Realität zugelassen hätte. Der Roman ist ja so konstruiert, dass der kinderschändende „Held" der bemitleidenswerte wahre Liebende ist. Vielleicht wollte mein Vater mir vermitteln, dass alles in Ordnung war. In die eineinhalb Jahre an diesem Wohnort fiel auch noch eine behandlungsbedürftige Scheideninfektion, die, wie merkwürdig, meine Mutter, meine Schwester und mich gleichzeitig ereilt hatte. „Ganz zufällig" suchte aber jede von uns einen anderen Gynäkologen auf. Ich erinnere mich, wie unangenehm mir die Untersuchung war und an mein vages Staunen, als der Arzt mir in väterlichem Ton unterstellte, ich würde das Toilettenpapier falsch benutzen, und mir die korrekte Wischbewegung vorführte. Ich wagte nicht, ihm zu sagen, dass ich das Toilettenpapier genauso benutzte, wie es seiner Darstellung nach richtig war. Er behauptete, ich würde es anders machen, also war es so. Meine Realität zählte nicht. Offenbar handelte es sich um anale Keime, mit denen mein Vater uns alle drei angesteckt hatte.

Meine Schwester Barbara war damals 14 und 15 und zeigte bereits starke psychische Störungen. Von dem Mann, den sie für ihren leiblichen Vater hielt, ständig in krassester Weise abgewertet zu werden, während die jüngeren Schwestern bevorzugt wurden, war zusammen mit dem Missbrauch einfach zu viel.

Das Verhältnis meiner Schwestern zu mir war durch die Konstellation stark belastet – besonders Barbara hätte ein Engel sein müssen, um nicht zuweilen Hassgefühle gegen mich zu entwickeln. Ich selbst steckte in einer scheußlichen Zwickmühle. Gefiel ich meinem Vater, hassten mich meine beiden Schwestern und auch meine Mutter. Wir vier waren ja zudem, wenn auch völlig pervertiert, unfreiwillig und unbewusst, auch sexuelle Konkurrentinnen. Verzichtete ich auf den Beifall meines Vaters – der mir immer sicher war, wenn ich intellektuell glänzte – fühlte es sich zwar mit Schwestern und Mutter besser an. Aber diese Gemeinschaft bot mir aufgrund der Schwäche meiner Mutter wenig Schutz. Noch heute bricht mir der Schweiß des Entsetzens aus, wenn ich vom Leiter oder der Leiterin eines Teams gelobt werde – ein Teil in mir wittert hinter jedem Lob oder Kompliment missbräuchliche Absichten. Noch schlimmer ist es, wenn das Lob vor den Ohren meiner Kolleginnen erfolgt. Ich habe dann sofort das Gefühl, alle diese „Schwestern" müssten mich hassen. Dass solche Situationen ja tatsächlich auch bei manchen Menschen Eifersucht und Missgunst wecken, macht es nicht leichter, aus diesem Muster herauszuwachsen. Es ist mir viel lieber, wenn meine Leistungen unbeachtet bleiben.

Barbara kam damals aufgrund ihrer Schwierigkeiten bereits erstmals zu intensiven psychiatrischen Untersuchungen. Meine Mutter berichtete mir voller Mitgefühl, Barbara habe den Ärzten erzählt, ihr Vater habe ihr als kleines Mädchen einen Zungenkuss gegeben – da könne man sehen, wie krank sie sei. Heute würden die Ärzte bei solchen Aussagen einer Jugendlichen sicherlich hellhörig werden, aber damals wirkte noch die Freudsche Lüge vom sexuellen Begehren der kleinen Mädchen gegenüber dem Vater. Ein erfahrener Psychiater erklärte mir später, es sei in

der Fachwelt bekannt, dass die meisten Psychosen „posttraumatische Zustände“ seien und der psychiatrische Leidensweg meiner Schwester mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit durch das, was sie erlitten hat, ausgelöst worden sei.

***

Ständiger Missbrauch, Schwangerschaft, Abtreibung, Babypille, eine psychisch kranke Schwester – es war wohl doch ein bisschen viel für mein Unterbewusstsein, denn ich kaufte „für meine Mutter“ eine Packung rezeptfreies Schlafmittel in der Apotheke, fügte ein Tablettenröhrchen hinzu, das ich meinem Großvater bei unserem letzten Besuch bei ihm gestohlen hatte, und nahm eines Abends alles zusammen in einem Glas Wasser ein. Auf den Tisch legte ich mein aufgeschlagenes Tagebuch mit einem Abschiedstext, in dem ich meinen Eltern erklärte, sie möchten mir nicht böse sein, aber ich sähe keinen Sinn in meinem Leben und könne einfach nicht mehr.

Als ich am nächsten Nachmittag erwachte, saß meine Mutter an meinem Bett und erklärte mir liebevoll, ich hätte einen Kreislaufzusammenbruch gehabt. Nichts von meinem Selbstmordversuch, kein Wort von meinem Abschiedsbrief – ich war einmal mehr vage erstaunt, wagte aber nicht, meine Version der Realität anzusprechen. Diese meine Kindheit durchziehenden Ereignisse, wo Geschehnisse immer wieder einfach umgedeutet wurden, haben mein Vertrauen in meine Realitätswahrnehmung nachhaltig untergraben. Ich habe mir auch später im Leben immer wieder ein X für ein U vormachen lassen, mir Dinge und Menschen schöngeredet und mich von meiner klaren Meinung

und eindeutigen Wahrnehmung schnell wieder abbringen lassen. Aus dem Tagebuch riss ich einige Wochen später die betreffenden Seiten eigenhändig heraus und zensierte so selbst, was ignoriert worden war. Ich schämte mich – einerseits für das, was ich getan hatte, und andererseits dafür, dass es offenbar etwas war, was man so nicht tun konnte, was irgendwie nicht in die Wirklichkeit passte.

In meiner Erinnerung wird es nach diesem Selbstmordversuch heller – ich wage aber nicht sicher zu behaupten, dass der Missbrauch dann aufgehört hätte. Mein Gedächtnis verweigert mir diesbezüglich nach wie vor Details.

Während der kurzen Zeit an diesem Wohnort besuchte ich eine christliche Pfadfindergruppe. Dort wurden manchmal psychologisch geprägte Spiele gespielt, aus denen wir etwas lernen sollten. Eins dieser Spiele beeindruckte mich sehr, und die Erinnerung daran hat mich jahrzehntelang verfolgt, bis ich endlich wirklich imstande war, mein völliges Versagen bei diesem Spiel zu entschlüsseln. Auf einen in der Mitte des Raumes stehenden Tisch waren viele Gegenstände getürmt. Einer der Jugendleiter forderte mich freundlich auf, mir zu folgen. Ich lief gehorsam hinter ihm um den Tisch herum. Von Zeit zu Zeit sagte er: „Und jetzt nehmen wir noch...“ und nannte einen der Gegenstände auf dem Tisch. Eifrig und gutwillig lud ich mir jedes Mal das Genannte auf. Bald begannen die Anderen zu lachen und zu feixen und mir zuzurufen, ich solle doch mal nachdenken. Ich fühlte mich beschämt und völlig verwirrt, aber was ich denn falsch machte, blieb mir unklar.

Irgendwann wusste ich nicht, wie ich noch mehr tragen sollte, ohne es fallenzulassen, und fragte den Jugendleiter, schüchtern und beschämt über mein Versagen, ob er vielleicht auch

was nehmen könnte. Alle lachten, ich wurde rot und war völlig verzweifelt. Irgendwann wurde die Spielrunde mit mir abgebrochen – ich verstand einfach nicht, worum es ging. Man versuchte, mir zu erklären, dass ich mich gegen die Ungerechtigkeit hätte wehren sollen, anstatt allein immer alles zu tragen, was „wir" beschlossen mitzunehmen. Ich war verblüfft und empört. Das war doch NETT und GUT von mir, was sollte denn daran falsch sein?

Erst viel später begriff ich, wie tief die Angewohnheit, alle Last und Arbeit bereitwillig auf mich zu nehmen, als beherrschendes Muster mein Leben prägte. Ich hatte ein riesiges Helfersyndrom. Lange glaubte ich, das sei das Symptom meines besonders edlen Charakters. Doch während ich als Therapeutin andere Menschen mit Helfersyndrom in meiner Praxis kennenlernte, begriff ich plötzlich: In Wirklichkeit hatte ich mir schon als ganz kleines Kind angewöhnt, auf die Bedürfnisse aller Menschen in meinem Umfeld genau zu achten, gemäß der Erfahrung: Wenn es den anderen gut geht, tun sie mir nichts.

* * *

Kurz nach meinem vierzehnten Geburtstag zogen wir Hunderte von Kilometern weiter in ein winziges Dorf. Barbara und ich hatten einen Schulweg von fast 30 km. So war wieder für Isolation gesorgt.

Bald lernte ich in einem ländlichen Gasthof, den ich per Fahrrad erreichen konnte, einen gerade achtzehnjährigen jungen Mann aus der nächsten Großstadt kennen und besuchte ihn häufig. Wir begannen zu schmusen und unsere Körper zu erkunden, und eines Tages ergab es sich, dass ich seinen Penis

in den Mund nahm. An die nächsten Minuten erinnere ich mich nicht mehr, ich muss wie ein Automat gehandelt haben. Meinem Freund entfuhr die erstaunte Bemerkung: „Das hast du doch nicht zum ersten Mal gemacht!“ Ich reagierte auf diesen Satz mit großer Empörung und Wut, denn ich lebte ja in dem Bewusstsein, eine sexuell völlig unerfahrene Jungfrau zu sein. Mein Freund entschuldigte sich schließlich, aber die Begebenheit blieb mir haften. Als wir etwa einige Monate später tatsächlich begannen, miteinander zu schlafen, geschah dies auf mein Drängen hin, obwohl mein inzwischen neunzehnjähriger Freund mit Rücksicht auf mein zartes Alter lieber noch gewartet hätte. Mich verzehrten keineswegs unwiderstehliche Begierden, aber eine innere Unruhe und Ungeduld trieben mich, endlich Fakten zu schaffen.

Aus Gründen, die meinem Bewusstsein verborgen waren, langweilten mich sowohl romantische Freundschaftsbezeugungen als auch die vorsichtigen sexuellen Erkundungsversuche meines Freundes. Ich konnte ihm (und auch später sonst niemandem) sowieso nicht glauben, dass irgendjemand tatsächlich zärtliche Gefühle für mich hegte. Wenn es dann doch mal so aussah, spürte ich Verachtung für diesen Idioten. Ich spielte das freundliche, attraktive Mädchen, das sich zierte – wie man das macht, hatte ich den Liebesromanen entnommen, die ich zahlreich verschlang. Aber innerlich lachte ich Hohn. Gleichzeitig fühlte ich mich schuldig wegen meiner Verachtung. Wenn ich einen Jungen dazu gebracht hatte, bitterlich um mich zu leiden, spürte ich einen hasserfüllten Triumph, für den ich mich schämte – der arme Kerl hatte mir ja nichts getan. Aber er war so dumm, mich lieben zu wollen und von mir Liebe und Zärtlichkeit zu erhoffen. Warum ich das so dumm fand, wusste ich nicht.

Heute denke ich, dass ich mich bei allen männlichen Wesen für das rächen wollte, was mein Vater mir angetan hatte.

Doch mein Körper wehrte sich. Nach jedem Geschlechtsverkehr mit meinem Freund bekam ich einen Scheidenkrampf, der mehrere Tage anhielt und alles Weitere unmöglich machte. Auch die nächsten Jahre waren davon gekennzeichnet, dass ich einerseits unbedingt Sex wollte, ihn andererseits nur sehr eingeschränkt genießen konnte. Im Zusammenhang mit Sex geriet ich regelmäßig in einen Zustand zickiger Aggressivität, unter dem mein Freund sehr litt und den ich mir selbst nicht erklären konnte. Je attraktiver ich einen jungen Mann auf der körperlichen Ebene fand, um so mehr verabscheute, hasste und verachtete ich ihn gleichzeitig. Mit Männern, die mich körperlich nicht anzogen, war ich hingegen zu tiefen Freundschaften fähig.

Als ich siebzehn war, erzählte mir meine beste Freundin von ihren Orgasmuserlebnissen in der Badewanne. Ich ließ mir ihr Vorgehen mit dem warmen Wasserstrahl genau erklären und probierte es selbst. Bis dahin war ich nie auf die Idee gekommen, mich selbst lustvoll zu berühren, und ich fand das auch alles sehr kompliziert und langwierig. Ganz allmählich und auf die sehr indirekte Weise über warme Wasserstrahlen lernte ich in der Verschwiegenheit meiner Badewanne, wie sich sexuelle Erregung anfühlt – für mich eine ganz neue Erfahrung, die lange Zeit völlig abgetrennt blieb von meinen Beziehungserfahrungen. Ich hätte mich nie in Gegenwart eines anderen Menschen hinreichend entspannen können.

Als ich mit neunzehn Jahren meinen späteren ersten Ehemann kennenlernte, stand in dieser Beziehung der freundschaftliche intellektuelle Austausch im Vordergrund. Wir hatten zwar auch körperlich eine nette, liebevolle Beziehung, aber in den

zehn Jahren, die ich mit ihm verbrachte, versuchte ich das Thema Sexualität in den Hintergrund zu drängen. Wir pflegten gemeinsame Hobbys und Freundschaften, ich stürzte mich in meine Ausbildung und konzentrierte mich auf den intellektuellen Aspekt der Welt. Ich versteckte meine gute Figur erfolgreich in unförmigen selbstgenähten langen Röcken und weiten Pullovern, flocht mir altmodische Frisuren, trug Gelehrtenbrillen mit Goldrand und trat, ohne dass es mir bewusst war, so unkörperlich und unerotisch wie möglich auf.

Ich glaube, wenn mich nicht ein sehr ausgeprägter Wunsch nach eigenen Kindern angetrieben hätte, wäre ich dem Thema Sexualität für mein restliches Leben aus dem Weg gegangen. Doch ich liebte Kinder, träumte von Schwangerschaft, Geburt und Stillen.

***

Da ich schon als Säugling unter dem ständigen Eindruck von Schmerzen, Angst und Lebensgefahr meinen Körper bauen musste, besitze ich kein einheitliches Körpergefühl. Mein Körper ist gewissermaßen aufgeteilt in viele abgetrennte Regionen, die alle ihre eigenen chronischen Schmerzen, Missempfindungen und Befindlichkeiten haben. Oft führen sie neben oder statt ihrer eigentlichen physiologischen Aufgabe andere Funktionen aus. Mein Solarplexus beispielsweise, eigentlich das Zentrum meines Gefühls von Selbstwirksamkeit, war bis vor kurzem in einer dauerhaften Wachsamkeit und Schutzhaltung erstarrt. Meine Beine, die als zarte Säuglingsbeinchen den Angriffen auf den Unterleib nichts entgegenzusetzen hatten, fühlen sich schwach

und ohnmächtig an, wie verraten vom Rest des Körpers, buchstäblich „hängengelassen“.

Mein Bauch wiederum mit dem Darmsystem ist voller Groll gegen die nutzlosen Beine und hat sich, um sich eine Pseudo-Stabilität zu verleihen, mit viel Luft aufgeblasen und verhärtet. Meine Armmuskulatur ist unterentwickelt und kraftlos. Alle Versuche, mit Muskeltraining eine Änderung zu erzielen, scheiterten jahrzehntelang daran, dass sämtliche Muskelzellen und Fasern verklebt und verhärtet sind. Erst jahrelange harte Arbeit mit einer Physiotherapeutin hat hier etwas Linderung gebracht. Meine Schultern sind dauerhaft nach vorn gezogen, wie um den Brustbereich zu schützen. In der Halswirbelsäule gibt es einen Bereich der Instabilität, wo mir immer wieder, besonders im Zusammenhang mit den oralen Vergewaltigungen, fast das Genick gebrochen wurde. Auch im Lendenwirbelbereich gibt es Verhärtungen und Verschiebungen, deren Korrektur heftige emotionale Prozesse auslöst. Mein Scheidenbereich war bis vor wenigen Jahren extrem anfällig für Pilzinfektionen. Schon als Siebenjährige bearbeitete ich die juckenden Bereiche in meiner Not manchmal mit der Zahnbürste. Als junge Frau litt ich unter extrem starken Schmerzanfällen während der Periode, die manchmal dazu führten, dass ich auf offener Straße zusammenbrach. Jahrelang führte ich immer stark krampflösende Tabletten und Zäpfchen bei mir, um mir notfalls schnell helfen zu können. Die Störung wurde als schwere Endometriose diagnostiziert – ich habe viele Frauen mit dieser Diagnose kennengelernt, die mir ebenfalls von Missbrauchserfahrungen berichteten.

Auch meine Blase ist sehr anfällig, und ich bin berüchtigt dafür, wie häufig ich das Bedürfnis habe, Wasser zu lassen. Dies liegt allerdings auch daran, dass ich immer sehr viel trinken muss,

weil ich sonst Blasenschmerzen bekomme.

Während meiner Kindheit und Jugend war mir vage bewusst, dass mein Körper ungeschickt und schwächlich war, und ich schämte mich dafür. Von meinem Vater wurde ich öfter ausgeschimpft wegen meiner Ungeschicklichkeit und meiner schwachen Armmuskulatur. Er war der Ansicht, ich hätte meiner Mutter öfter bei der Hausarbeit helfen sollen, dann sähe ich anders aus. Die ständigen Schmerzen „überall" fielen mir nicht weiter auf, denn ich kannte es ja nicht anders. Ich las eifrig Bücher über den Wilden Westen und identifizierte mich sehr mit der dort geschilderten Schmerz- und Todesverachtung der Indianer. Mit achtzehn Jahren verließ ich mein Elternhaus.

Im Zusammenleben mit meinem ersten Mann wurden mir die ständigen Schmerzen erstmals als Problem bewusst. Er pflegte, wenn er mich in den Arm nahm und ich „Au" rief, bewegungslos zu erstarren und nur zu fragen „Wo?" Ein Mitstudent nannte mich angesichts meiner ständigen Schmerzattacken scherzhaft „Dolorosa", die Schmerzensreiche. Rückblickend gesehen war es ein großer Fortschritt, dass meine Schmerzen mir bewusst wurden und ich sie nicht mehr so sehr als selbstverständlich einfach hinnahm und ignorierte.

Mit 19 Jahren erhielt ich aufgrund der Muskelschmerzen im gesamten Körper trotz normaler Blutwerte die Verdachtsdiagnose Muskelrheuma und wurde zu einer entsprechenden Kur geschickt. Dort zeigte sich allerdings, dass ich rheumatechnisch kerngesund war, aber ich spürte, dass mir die Wassergymnastik und das Schwimmen gut taten. Nach der Kur kaufte ich mir eine Jahreskarte für das Schwimmbad und schwamm ca. 2 Jahre lang 4-6mal wöchentlich mindestens tausend Meter. Das änderte kaum etwas an den Schmerzen, aber meine kümmerliche Muskulatur

erstarkte ein wenig, und ich fühlte mich ein bisschen kraftvoller.

Nach meiner Ausbildung war ich als junge Frau an einem renommierten Institut angestellt, das nach außen hin sehr erfolgreich war, gleichzeitig aber illegale Versuche an illegalen Versuchstieren durchführte – das Missbrauchsthema in einer anderen Variante. Der Professor erinnerte mich von seiner Persönlichkeitsstruktur her in vielem an meinen Vater und entwickelte eine Vorliebe dafür, mich in meinem Arbeitsraum aufzusuchen, mir beim Arbeiten zuzuschauen und sich dabei mit mir zu unterhalten. Mir war das extrem unangenehm, und ich fühlte mich hilflos. Prompt entwickelte ich trotz der ja bereits mit drei Jahren entfernten Rachenmandeln eine weitere Mandelentzündung und ließ mich abermals operieren. Ich wunderte mich damals sehr über diese „nachwachsenden Mandeln"; diese Verwunderung war einer von vielen kleinen Ankern des „Großen Grauens" in meinem Bewusstsein.

Der Professor lud meinen ersten Ehemann und mich zu sich nach Hause zum Essen ein – eine große Ehre. Mein erster Ehemann war jedoch von dieser Ehre unbeeindruckt – wir schlugen die Einladung aus, weil mein Schwager sich bei uns zu Besuch angekündigt hatte. Der Professor war indigniert, aber wir wurden trotzdem zu einem anderen Zeitpunkt nochmal eingeladen. Mein erster Ehemann sprang unbefangen und selbstbewusst mit dem angesehenen Professor um. Er war eben nicht von Todesangst vor Vaterfiguren geprägt. Die zahlreichen angebotenen Cocktails lehnte er ab und ließ den Professor am Ende des Abends sogar eine Runde hinter sich auf unserem Tandem mitfahren. Diese Gelassenheit war wie eine Offenbarung für mich. Ohne es zu wissen und ohne dass ich einen bewussten Zusammenhang zu dem abgespaltenen „Großen Grauen" meiner

Kindheit hätte herstellen können, zeigte mein Mann mir, dass diese Vatergestalt und damit auch mein Vater nicht allmächtig waren und man im Umgang mit ihnen weder devot einknicken noch aggressiv abwehren musste. Das war mir neu, da ich nur das unterwürfige Verhalten meiner Mutter und die hilflose Aggression meiner älteren Schwester zum Vorbild gehabt hatte.

In der Folge setzte ich mich massiv für eine Aufdeckung der illegalen Tierversuche ein. Ich erreichte zwar letztlich für die Labormäuse nichts, aber die Auflehnung gegen den „allmächtigen" Professor waren für mich große innere Siege und wichtige Puzzlesteine auf dem Weg zur Selbstbestimmung. Außerdem lernte ich in diesem Zusammenhang, mein übermächtiges Helfersyndrom zu bezähmen. Denn da ich mit den armen Labormäusen liebevoll umging und so gut ich konnte versuchte, ihnen ihr Los zu erleichtern, gab es einen Teil in mir, der sich für sie verantwortlich fühlte. Konnte ich jemals diese Stelle wieder aufgeben? Ohne mich würde es den Mäusen wieder schlechter gehen, das wusste ich. Und ich war seit früher Kindheit daran gewöhnt, meine Bedürfnisse zugunsten aller anderen zurückzustellen. Doch selbst mir kam es merkwürdig vor, dass die vermeintliche Verantwortung für einen Mißstand, den ich nicht verschuldet hatte, mich für den Rest meines Lebens in einem illegalen Kellerlabor gefangen halten sollte. Ich entschied mich mit einigen Skrupeln und Schuldgefühlen für meine Freiheit.

Aber mein Drang, allen anderen zu helfen und mich für alles verantwortlich zu fühlen, hat mich lebenslang oft in Versuchung gebracht, nicht das zu tun, was ich eigentlich von Herzen gern getan hätte.

***

Nach zehn Jahren in der friedlichen Beschaulichkeit dieser Ehe brach ich aus, als hätte ich jetzt genug Kraft gesammelt. Ich verliebte mich in einen sorglos und unbekümmert wirkenden Lebenskünstler mit Kinderwunsch, ließ mich scheiden, wechselte einmal mehr den Wohnort, und nun wurde Sex sehr wichtig. Mein einziger Kummer war die Kinderlosigkeit, denn nach einer frühen Fehlgeburt wurde ich viele Jahre nicht wieder schwanger. Diese erste (bewusste) Schwangerschaft sorgte jedoch dafür, dass ich sehr lange jeden Gedanken an Trennung von diesem Partner beiseiteschob, denn offensichtlich konnte ich ja von ihm schwanger werden, und einige Jahre blieben mir noch, um diesen Wunsch zu verwirklichen.

Ich hatte mir ein schönes Leben geschaffen, verdiente gut und fühlte mich wohl in meinem Leben. Unbewusst hatte ich mir einen Partner gewählt, den ich als wenig dominant erlebte und nahm dafür in Kauf, den verantwortlichen, tragenden Part allein zu spielen. Insgeheim sehnte ich mich nach einer starken, männlich wirkenden und fürsorglichen Persönlichkeit mit eigenen Lebensplänen und der Kraft, sie konsequent umzusetzen. Aber vor einem solchen Mann hätte ich damals erstens viel zu viel Angst gehabt. Zweitens hätte ich noch weniger glauben können, dass er sich ernstlich für mich interessierte. In Abwandlung des Ausspruchs von Woody Allen „In einem Club, der Leute wie mich aufnimmt, möchte ich gar kein Mitglied sein“ lebte ich in der Überzeugung, mit einem Mann, der sich ernsthaft für mich interessiere, müsse etwas nicht stimmen.

Insgesamt ging es mir trotz äußerlich geordneter und erfolgreicher Umstände nicht so gut, wie es unter diesen Umständen

zu erwarten gewesen wäre. Ich begann mich zu fragen, was eigentlich mit mir los war.

***

Eines Tages, ich war bereits Anfang Dreißig, hatte ich mich mit meiner jüngeren Schwester Franzi zu einem Besuch bei meinem Vater getroffen. Meine Eltern hatten sich inzwischen scheiden lassen, und mein Vater war neu verheiratet. Franzi und ich schauten uns allein alte Dias aus unserer Kinderzeit an. Plötzlich waren da einige Bilder, bei denen uns der Atem stockte. Sie zeigten unsere ältere Schwester im Alter von etwa zwei Jahren, die in erotisch-neckischer Pose nackt auf einem roten Tuch stehend schräg von hinten fotografiert worden war. Wir schauten uns an und schalteten dann schweigend den Diaprojektor weiter zum nächsten Bild. Kein Wort wurde gewechselt.

Diese Fotos arbeiteten in mir. Hatte mein Vater meine Halbschwester sexuell missbraucht? Seit meine Schwester achtzehn geworden war, wussten wir, dass er nicht ihr Vater war. Ich entschloss mich zu einer Psychotherapie und erzählte beim Aufnahmegespräch der Psychotherapeutin von meinem Verdacht, der sich ausschließlich auf Barbara bezog. Ich wusste noch nicht, dass ein Mensch, der so gestört ist, dass er überhaupt Kinder missbraucht, normalweise auch keine Inzestrücksichten nimmt. Die eigentliche Gesprächstherapie führte ein männlicher Therapeut durch, Herr Müller. Ihm erzählte ich nichts von meinem Verdacht wegen meiner Schwester. Doch er stand natürlich im Austausch mit seiner Kollegin.

Ich rechne es Herrn Müller hoch an, dass er fast ein Jahr

lang wöchentlich Gespräche mit mir führte, ohne mich zu dem Thema zu drängen, das für ihn klar erkennbar zutage lag: Missbrauch durch den Vater. Wir sprachen über dies und das, und es gab einen Punkt, wo ich die Gesprächstherapie fast beendet hätte. Doch etwas Dunkles, Grauenvolles wühlte nach wie vor in mir. Auch meine Sexualität hatte sich verändert. In den letzten Monaten war in mir eine Art Sog entstanden, der mich Schmerzen suchen ließ. Ich spürte, wie da etwas, das eigentlich hell und freundlich war, ins Dunkle zu kippen drohte, und mir war deutlich, dass ich und nicht etwa mein Partner hierfür der Auslöser war.

Als ich den Mut aufbrachte, dem Therapeuten von meiner merkwürdigen neuen Vorliebe für schmerzhafte Heftigkeit beim Sex zu erzählen, war dies wie ein Durchbruch, oder auch der Zusammenbruch einer Fassade. Es war mir unendlich peinlich gewesen, aber nun schossen plötzlich lauter Flashbacks in mein Bewusstsein. Ich erinnerte mich plötzlich an etliche der hier geschilderten Details, und meine Illusion von „glücklicher Kindheit" brach in sich zusammen.

***

Das nun folgende Jahr war das schwierigste meines Lebens, aber auch das heilsamste. Ich konnte mir nicht mehr vorstellen, jemals wieder Sex mit einem Mann zu haben, weil alle meine Ekel-, Hass- und Verachtungsgefühle an die Oberfläche gespült wurden. Mein Partner begleitete mich durch dieses Jahr mit bewunderungswürdiger Geduld und Gelassenheit und hoffte einfach darauf, dass ich mich aus dieser Phase herausentwickeln würde. Anfangs berichtete ich im Rahmen meiner Gesprächsthera-

pie zwar von meinen Flashback-Erinnerungen, zweifelte aber gleichzeitig sehr stark an mir und schämte mich, meinem Vater etwas so Schreckliches zu unterstellen. Mich plagten furchtbare Schuldgefühle, und ich fragte mich, ob ich vielleicht verrückt geworden sei „wie meine Schwester".

Eines Tages bat mich der Therapeut, mich an die Wand zu lehnen, ganz langsam an der Wand herunterzurutschen, bis ich hockte, und mir dabei vorzustellen, dass ich immer jünger würde, bis ich „gefühlt" so etwa drei Jahre alt war. „So, Angela," sprach mich der Therapeut, der mich normalerweise siezte, jetzt an: „und nun erzähl doch mal." Zu meiner Verblüffung hörte ich mich mit ganz heller Kinderstimme berichten, was ich gleichzeitig sah: Wie ich zitternd vor Angst im Elternschlafzimmer stand und auf meinen Vater wartete. Ich hörte den Therapeuten tief seufzen. Er fragte mich, wo meine Mutter sei – „unten in der Küche." Dann fragte er: „Und warum schreist du nicht?" Die kindliche Stimme antwortete ihm: „Das würde alles nur noch schlimmer machen. Mama würde mir nicht glauben, und Papa würde dann erst recht böse werden und mir noch mehr wehtun."

Nach diesem Erlebnis war mein Glaube an die Wahrheit meiner Erinnerungen soweit gestärkt, dass ich den Wunsch entwickelte, meinen Vater aufzusuchen und ihn mit meinen Erinnerungen zu konfrontieren, ein Gedanke, der mir gleichzeitig riesige Angst machte. Mir wurde jetzt erst bewusst, wie sehr ich mich vor meinem Vater immer gefürchtet hatte und noch fürchtete. Eines Tages war es so weit. Ohne meinem Therapeuten davon zu berichten, fühlte ich morgens: Heute ist der Tag. Ich kleidete und schminkte mich sorgfältig, so erwachsen und schön ich konnte. Ich wählte Blazer und einen Rock mit Nylonstrümpfen, obwohl ich sonst fast nur ins Jeans und T-Shirt herumlief. Dann

bestellte ich mir ein Taxi und bat ausdrücklich um eine Fahrerin. Auf der etwa halbstündigen Fahrt zum Haus meines Vaters erkundigte sich diese Frau nach dem Grund für diesen Wunsch. Hatte ich etwa schlechte Erfahrungen mit übergriffigen Fahrern gemacht? Ich erzählte ihr, was ich vorhatte – sie berichtete mir sofort, dass ihr Onkel sie ebenfalls missbraucht habe, und war voller Solidarität. Sie versprach mir, sie würde nach unserer Ankunft sofort wenden und abfahrbereit vor dem Haus warten. Sollte ich nach einer haben Stunde nicht wieder da sein, würde sie aussteigen und klingeln und gegebenenfalls die Polizei rufen. In diesen Überlegungen spiegelten sich unsere irrationalen Ängste vor den Tätergestalten, denn ich war eine kräftige junge Frau und mein Vater zu diesem Zeitpunkt bereits ein älterer Herr.

Als ich an seinem Haus klingelte, öffnete zunächst die Putzhilfe. Ich bat sie, meinen Vater zu holen. Als er kam, schleuderte ich ihm, vor der Haustür stehend, lautstark mein Vorwürfe ins Gesicht: „Ich erinnere mich jetzt an alles, was du uns angetan hast, du Schwein, du Kinderschänder!" Sein Gesicht zerfiel, er wurde leichenblass und antwortete doch tatsächlich: „Du hast ja keine Beweise." Ich schrie: „Klar, ich kann keine blutigen Schlüpfer vorweisen. Aber ich werde es allen erzählen, ich werde dich fertigmachen." Nach weniger als einer Minute war die Begegnung beendet, ich drehte um, lief zum wartenden Taxi und ließ mich nach Hause bringen. Als ich am selben Tag nachmittags zu meinem Therapietermin fuhr, staunte mein Therapeut sehr. Ich fühlte mich stolz und siegreich, aber auch wie in Watte gepackt, müde und erschöpft.

***

Kurze Zeit später meldete sich meine Mutter bei mir – offenbar hatte mein Vater sie alarmiert. Ich sagte ihr, ich würde mich jetzt erinnern, und er habe uns alle drei missbraucht. Ihr erster spontaner Satz war ebenso bezeichnend wie die Reaktion meines Vaters, sie sagte: „Aber ich habe euch doch nie mit ihm allein gelassen! Ich war doch immer da!“ Sie blieb wie immer freundlich und sagte mitleidig: „Ach mein Schätzchen, du bist offenbar jetzt auch sehr, sehr krank geworden.“ Ich spürte, wie sie voller Entsetzen glaubte, jetzt habe auch ihre zweite Tochter den Verstand verloren.

Ein weiteres Argument in unserem nächsten Gespräch Wochen später lautete, dass sie ja selbst in all den Jahren ein sehr intensives Liebesleben mit meinem Vater gehabt habe. Sie konnte sich einfach nicht vorstellen, dass er parallel zu dem, was sie mit ihm erlebte, seine unersättliche Sex- und Gewaltsucht noch mit uns auslebte. Dass sie mir nicht glaubte, verletzte mich tief, und ich brach den Kontakt zu ihr für mehrere Jahre ab. Ich erklärte ihr damals: „Ich bin mit der Verarbeitung beschäftigt, ich kann nicht im Keller Scheiße von den Wänden kratzen und gleichzeitig im Wohnzimmer sitzen und mit dir Kaffee trinken.“

Während des zentralen ersten Jahres der Erinnerung und Verarbeitung hatte ich eine Zeitlang starke lesbische Fantasien, von denen mir sogleich bewusst war, dass sich in ihnen die Sehnsucht nach einer fürsorglichen, beschützenden Mutter spiegelte. Ich studierte die homoerotischen Kontaktanzeigen in den Stadtmagazinen und setzte mich einmal, als ich beruflich in einer anderen Stadt unterwegs war, sogar in eine Szenekneipe für Lesben. Allerdings bestellte ich mir dort aus dem reichhaltigen Speisangebot ausgerechnet ein Knoblauchbrot, was mich selbst

amüsierte, denn der Geruch von frischem Knoblauch ist nicht gerade die richtige Voraussetzung für einen Flirt. Nach einer halben Stunde in diesem Lokal war mir klar, dass solche Kontakte für mich nicht in Frage kamen.

Trotzdem waren meine Fantasien vorhanden und bündelten sich schließlich auf eine langjährige sehr gute Freundin. Das war mir sehr peinlich, zumal mir rational klar war, dass es sich um neurotische Vorgänge handelte, die letztlich nur eine Station auf meinem Heilungsweg waren. Schließlich beschloss ich, meiner Freundin meine Empfindungen einfach ehrlich mitzuteilen, und der Effekt war wirklich interessant: Sowie ich meinen Bekenntnisbrief in den Briefkasten geworfen hatte, war der Spuk vorbei. Bereits auf dem Rückweg vom Briefkasten nach Hause musste ich über mich selbst schmunzeln. Als meine Freundin mir einige Wochen später in ihrem freundschaftlichen Antwortbrief schrieb, dass sie solche Gefühle gar nicht teile, konnte ich ihr wahrheitsgemäß berichten, dass es auch bei mir ausgereicht hatte, diese Wünsche einmal offen auszusprechen, um sie aufzulösen.

In Bezug auf meinen Vater hatte ich lebhafte Rachefantasien und plante eine aufsehenerregende publizistische Aktion: Viele als Kinder missbrauchte Frauen und Männer sollten sich öffentlich zu ihrem Schicksal bekennen, so die Aufmerksamkeit auf dieses Thema lenken und gleichzeitig die Täter massenhaft entlarven. Ich traf mich mit einem befreundeten Rechtsanwalt, der mich bei Details zum Vorgehen juristisch beraten sollte. Er sagte gleich zu Anfang unseres Gespräches eher nebenbei zu mir: „Naja, dir ist ja wohl klar, dass das eine Lebensaufgabe ist, was du dir da vorgenommen hast!“ – Das machte mich nachdenklich. Wollte ich wirklich viele Jahre oder sogar Jahrzehnte meine

Kraft und Energie diesem Thema und der Entlarvung der Täter widmen? Ich spürte, dass ich dazu gar keine Lust hatte, und der Rechtsanwalt bestärkte mich in meinem Beschluss, mich lieber zu „rächen“, indem ich es mir besonders schön machte.

Diese Entscheidung für mich und meine Lebensfreude anstatt für Rache und Kampf gegen die Täter bedeutete eine grundlegende Weichenstellung für mein restliches Leben, über die ich sehr froh bin. Ich besuchte in dieser Phase für einige Monate eine Selbsthilfegruppe junger, missbrauchter Frauen. Zunächst taten mir der Austausch und die Gemeinsamkeit gut, aber schnell merkte ich, dass ich hier für immer zur „Überlebenden“, zum „Opfer“ gestempelt werden sollte, dem es eigentlich nie wieder gut gehen konnte. Das gefiel mir ebenso wenig wie die Lebensaufgabe der Rache, und ich gab die Gruppe auf.

Mit jeder Erinnerung, die aufbrach, entdeckte ich unter meiner starken, tüchtigen, intellektuellen Fassade ein hilfloses kleines Kind, für das nie gesorgt worden war. Ich machte es mir zur Aufgabe, für dieses kleine Kind zu sorgen, indem ich seine kindlichen Bedürfnisse erfüllte. So kochte ich mir häufig Babybreie, ich fuhr mit dem Fahrrad los und spendierte meinem inneren Kind ein Eis, ich setzte mich in den Garten und lutschte einfach nur Bonbons, ich kuschelte mit meinem Kater und war an vielen Tagen kaum arbeitsfähig. Immer wieder überkam mich panische Angst, ich könne vielleicht über all den grässlichen Erinnerungen wirklich verrückt werden.

Gleichzeitig musste ich anerkennen, dass mein Unterbewusstsein sehr effizient vorging: Mit rhythmischer Genauigkeit überfielen mich an jedem zweiten Abend neue grausige Flashbacks und die dazugehörigen Gefühle, ich versank in aggressiver Abwehr gegen meinen Partner. Manchmal schaffte ich es auch,

von dieser Aggressivität zu heulendem Elend zu finden und ins Bett zu wanken, wo ich den Kopf unter das Kopfkissen steckte und so lange schrie, bis ich völlig heiser war. Am nächsten Abend ging es mir dann wieder ganz gut – durch diesen Wechsel blieb dieses Jahr für mich und meinen Partner einigermaßen erträglich, auch wenn mich bei sexuellen Annäherungen fast immer Flashbacks überkamen, so dass wir diese Versuche bald aufgaben und darauf vertrauten, dass sich das einfach irgendwann „von selbst" wieder ändern würde. Ich war meinem Partner damals sehr dankbar für seine Geduld.

Sehr belastend war für mich in den ersten Jahren meines Erinnerns, dass ich wie durch eine Lupe überall bei anderen Menschen wahrnahm, wo – für mein Empfinden – Missbrauch stattfand. Ob ich in der Straßenbahn einen Großvater mit seinem Enkel beobachtete oder am Strand einen fröhlichen Vater – immer wieder, und für meinen Geschmack viel zu häufig, schimmerte für mich deutlich erkennbar der hinter den Kulissen stattfindende Missbrauch durch. Das verleidete mir eine Zeitlang den Aufenthalt unter Menschen, ich war wie schutzlos und lernte erst allmählich, mich innerlich so zu schützen, dass ich nicht überall alles wahrnahm, sondern meine Sensoren auch abstellen konnte. Heute sind meine Wahrnehmungen nicht mehr so intensiv, und wenn ich eine verdächtige Konstellation entdecke, bringt es mich nicht mehr so stark aus dem Gleichgewicht. Natürlich kann es sein, dass ich damals auch ab und zu Dinge wahrgenommen habe, die es nicht gab – mit der statistischen Häufigkeit familiären Missbrauchs von Kindern stimmt die hohe Zahl meiner Wahrnehmungen leider überein.

Diese Phase des Erinnerns war für mich extrem anstrengend, aber ich spürte auch, wie jede an die Oberfläche steigen-

de, gefühlte und beweinte Erinnerung mich stärker, stabiler und äußerlich sichtbar befreiter zurückließ. Ein Freund, der mich in dieser Zeit acht Monate nicht gesehen hatte, prallte an der Haustür regelrecht zurück und rief aus: „Was ist denn mit dir passiert?" Er fand mich nahezu unkenntlich geworden, so viel hübscher, lebendiger und freier sähe ich aus.

***

Das Aufbrechen meiner Kindheitserinnerungen geschah in meinem 33. Lebensjahr. In den darauffolgenden Jahren und Jahrzehnten seitdem haben sich die rhythmischen, wellenförmigen Schübe von Verarbeitung und emotionalen Krisen, die sich mit Phasen unbeschwerten Arbeitens und Lebens abwechselten, immer weiter fortgesetzt. Es gab immer wieder Zeitpunkte, wo ich mich wie ein wimmerndes, hilf-, schutz- und trostloses Kind fühlte, und anfangs erschrak ich dann jedes Mal, weil ich glaubte, alle bisherigen Fortschritte seien verloren. Dann merkte ich allmählich, dass meine Themen zwar immer wiederkehrten, aber wie auf einer nach oben weisenden Spirale. Jede Runde brachte wieder dieselben Themen, aber jedes Mal auf einer anderen Ebene. Die Zeit, die ich brauchte, um diese neue Ebene durchzuarbeiten, verkürzte sich zusehends, und mittlerweile glaube ich, wenn ein bereits vielfach durchgearbeitetes Thema wieder auftaucht, schon lange nicht mehr, dass ich diesmal doch noch den Verstand verliere.

Allerdings gab es noch einen anderen Effekt, dem ich erst vor vergleichsweise kurzer Zeit auf die Spur gekommen bin: Es ist wahr, dass ich riesige Heilungsfortschritte gemacht habe und

mein Leben mittlerweile auf allen Ebenen erfüllt und selbstbestimmt gestalte. Auch körperlich geht es mir heute so gut wie noch nie in meinem Leben. Aber es ist auch wahr, dass mein Körper durch das, was er erlitten hat, stark geschädigt wurde. Ich werde mit aller psychosomatischen Aufarbeitung, Physiotherapie und Wellness in diesem Leben nicht mehr einen Zustand erreichen, wo ich keine Schmerzen habe und all die vielfältigen Symptome meines Körpers sich vollständig erledigt haben werden.

Eine Zeitlang war ich diesbezüglich in einen unbewussten Wettlauf mit mir selbst geraten und nahm körperlich und emotional extrem schmerzhafte Therapien auf mich in der nicht reflektierten Illusion, eine vollständige Heilung erreichen zu können. Zunächst gelang es mir auch, weitere in Körperblockaden „versteckte" traumatische Erinnerungen zutage zu fördern, die wichtig für mich waren. Neben meiner Kiefernmuskulatur, in der die oralen Vergewaltigungen gespeichert waren, erwies sich besonders die Muskulatur meiner Unterschenkel diesbezüglich als Fundgrube. Jede Berührung löste Schmerzen aus, aber nicht nur vor Ort, sondern auch im Unterleib. Phase eins war ein Gefühl der Taubheit. Phase zwei waren schreckliche körperliche Schmerzen. In Phase drei folgten emotionale Abstürze mit Tränenschauern, und Phase vier beinhaltete das Aufsteigen einer „neuen" traumatischen Erinnerung. Danach war die Muskulatur an dieser Stelle entspannter, und die Physiotherapeutin ging zum nächsten Punkt. Die Physiotherapeutin sagte mir immer wieder, dass ihr eine so verklebte und bis in tiefste Schichten wie verklumpte Muskulatur noch nie begegnet sei. Aber seitdem sie mit mir arbeite, sehe sie ähnliche Muster von Muskelverspannungen auch bei ihren anderen Patientinnen. Nur merke sie jetzt, dass die meisten den bei der Behandlung aufsteigenden Gefühlen

ausweichen würden.

Nach über zwei Jahren intensiver physiotherapeutischer Behandlung kam der Moment, wo mein Körper offenbar nicht mehr bereit war, weiteres Wissen freizugeben. Vielleicht ist es für mich auch nicht sinnvoll, sämtliche Einzelheiten aus meinem Körper quasi herauszufoltern.

Die Erkenntnis, dass ich auch mit der tapfersten Heilungsarbeit nicht alles ungeschehen machen kann, was mir widerfahren ist, war sehr tränenreich und schmerzlich für mich. Aber jetzt bin ich freier. Ich kann mit den verbliebenen Folgen wunderbar leben und meinen Körper ehren wie einen tapferen Veteranen. Ich verwöhne und versorge ihn so gut wie möglich, ich liebe ihn und bin stolz auf ihn. Gleichzeitig erkenne ich seine Grenzen liebevoll an, anstatt verbissen um weitere minimale Heilungserfolge zu kämpfen.

Bei dem wunderbaren Gedicht von Portia Nelson, das ich an das Ende meines Berichtes stelle, bin ich damit in der fünften Strophe angekommen: Ich gehe eine andere Straße.

Autobiographie in 5 Kapiteln
von Portia Nelson

Kapitel 1
Ich gehe die Straße entlang.
Im Gehsteig ist ein tiefes Loch.
Ich falle hinein. Ich bin ratlos und hilflos,
aber es hat nichts mit mir zu tun.
Es dauert endlos lange, wieder herauszufinden.

Kapitel 2
Ich gehe dieselbe Straße entlang.
Im Gehsteig ist ein tiefes Loch.
Ich tue so, als ob ich es nicht sähe und falle wieder hinein.
Ich kann nicht glauben, dass ich mich wieder in dieser
Situation befinde, aber sie hat nichts mit mir zu tun.
Es dauert immer noch lange, herauszukommen.

Kapitel 3
Ich gehe dieselbe Straße entlang.
Im Gehsteig ist ein tiefes Loch.
Ich sehe, dass es da ist.
Ich falle hinein.
Es ist schon eine Gewohnheit,
aber ich habe meine Augen dabei weit geöffnet.
Ich weiß, wo ich mich befinde.
Diese Situation hat sehr viel mit mir zu tun.
Ich klettere sofort heraus.

Kapitel 4
Ich gehe dieselbe Straße entlang.
Im Gehsteig ist ein tiefes Loch.
Ich gehe daran vorbei.

Kapitel 5
Ich gehe eine andere Straße entlang.

Domenico

Meine Herkunft ist mir nicht bekannt. Die mir zugänglichen Akten und meine Erinnerungen lassen verschiedene Vermutungen zu. Den Akten zufolge wurden zwei andere männliche Säuglinge und ich am 26. November 1981 in einem Alter von ca. drei Monaten als Schiffbrüchige eines osteuropäischen Frachters in einem südamerikanischen Kinderheim abgegeben, wahrscheinlich von einem Besatzungsmitglied. Von dem einen der beiden anderen Säuglinge ist erwiesen, dass es sich um meinen eineiigen Mehrlingsbruder handelt. Mit diesem Bruder bin ich aufgewachsen. Über das Schicksal des dritten Säuglings gibt es nur Vermutungen. Eventuell wuchs dieser in ähnlichen Umständen auf wie wir, besuchte dieselbe Schule und verstarb 1999 bei einem Verkehrsunfall.

Den Akten zufolge wurden mein Bruder Luca und ich im Alter von sieben Monaten an ein adoptionswilliges Ehepaar vermittelt. Die Eltern waren beide US-Soldaten und arbeiteten offiziell für die US Airforce, in Wirklichkeit jedoch waren sie Angestellte der CIA. Das allererste, woran mein Bruder und ich mich übereinstimmend erinnern, ist allerdings, dass Soldaten in ein brennendes Haus kamen und uns aus unseren Kinderbetten holten. Sie durchnässten uns in unserer Kleidung in einem Swimmingpool, und trugen uns fort von dem brennenden Anwesen. Wir waren damals etwa drei bis vier Jahre alt. Draußen sahen wir einen südländisch wirkenden Olivenhain und auch das Meer.

Dies passt nicht zur Aktenlage, und uns wurde immer erzählt, das sei nur ein Traum gewesen. Uns wurde aber auch nie gesagt, dass wir adoptiert worden waren. Unser Adoptivvater John erzählte immer wieder, dass seine erste Frau, unsere leibliche Mutter, mir als dem Letztgeborenen noch meinen Namen zugeflüstert habe und dann voller Liebe zu uns lächelnd gestorben sei.

Bis zu unserem dritten Lebensjahr lebten wir den Akten zufolge mit unserem Vater auf verschiedenen US-Stützpunkten in Deutschland. Wir besuchten keinen Kindergarten, sondern wurden zu Hause von Bediensteten betreut. Mit dem fünften Lebensjahr, als unser „Vater" unsere „Stiefmutter" Brigid heiratete, änderte sich unser Leben schlagartig. Brigid behandelte uns tatsächlich ziemlich stiefmütterlich: Es gab kein Kuscheln, wir wurden weiterhin fast ausschließlich durch Bedienstete erzogen, die ausgewechselt wurden, sowie wir Vertrauen zu ihnen gefasst hatten. Während ihrer seltenen Anwesenheitsphasen sprach Brigid in kaltem Befehlston mit uns. Unser Adoptivvater, der uns freundlich und liebevoll behandelte, war noch seltener daheim als sie. Seit Brigid unsere Stiefmutter war, wurden wir streng nach dem jüdischen Ritus erzogen. Ich erinnere mich an einen Satz von ihr: „Dann müssen wir aus diesen Schweinen zumindest halbwegs vernünftige Menschen machen." Gespräche führten meine Eltern selten und nur hinter verschlossener Küchentür, zärtliche Gesten gab es nur in der (und vermutlich für die) Öffentlichkeit.

Wir hatten seit unserem 5. Lebensjahr ein ausgefülltes privates Bildungsprogramm, das unter anderem dreimal wöchentlich zwei Stunden Klavierunterricht von einer strengen polnischen Virtuosin umfasste, die uns bei falschen Tönen mit einem kleinen Bambusstöckchen auf die Finger schlug. Auch erhielten wir dreimal wöchentlich zwei Stunden anspruchsvollen Gesangsunterricht. Der Sabbat war frei von weltlichen Pflichten, wir lernten dann in der Thora zu lesen.

Unser Leben in den ersten Lebensjahren war zwar ungewöhnlich, aber im Vergleich zu dem, was folgen sollte, geradezu idyllisch. Die Ereignisse, an die ich mich erinnere, enthielten

noch keine extrem traumatisierenden Faktoren. Heute habe ich den Eindruck, dass wir zunächst genügend Stabilität und Kraft aufbauen sollten, um das Spätere überleben zu können.

Mit sechs Jahren wurden wir in die *Junior Boy Scout Elementary* eingeschult, eine Halbtagsschule des US-Militärs. Unsere Schwierigkeiten begannen für meinen Bruder Luca und mich mit dem Schulsport, zunächst Völkerball und ähnliche Spiele und später Baseball. Wir liebten Sport und vernachlässigten unsere musikalische Ausbildung. Unsere Stiefmutter zerstörte daraufhin unsere Laufschuhe vor unseren Augen mit Hilfe einer Brotmaschine. Wir trainierten barfuß weiter und erzielten gute Leistungen. Als unsere Stiefmutter davon erfuhr, holte sie uns eines Nachts um halb drei aus den Betten und warf uns, barfuß im Pyjama, im Februar oder März aus dem Haus. Sie verlangte in solchen Situationen von uns Entschuldigungen und Flehen, aber wir schlichen uns in einen großen Mannschafts-Transporter, wo es Decken gab, und schliefen dort weiter.

Am nächsten Tag gingen wir im Pyjama und barfuß in die Schule, was für unsere Stiefmutter natürlich unangenehme Folgen hatte. Kurz danach wurde unser erster Auftritt am Klavier bei einem deutsch-amerikanischen Volksfest arrangiert. Mein Bruder und ich spielten vierhändig und wurden sehr gelobt. Meine Stiefmutter antwortete auf dieses Lob: „Die Anzüge der beiden sind 70 DM wert – die Jungs, die drinstecken, sind nichts wert, die können Sie beide zusammen für einen Dollar haben.“ Dies war der Augenblick, wo Luca und ich endgültig beschlossen: „Wir haben keine Mutter.“

Wenig später gab unsere Mutter uns in das *Military Program.* Wir trugen ständig Uniform und wurden als *Junior Privates* wie Soldaten gedemütigt und getriezt. Das umfasste beispielsweise

mit sieben Jahren Schießübungen auf 25 m und 50 m, nackt im Schnee liegend. Dazu kam das komplette Sport- und Drillprogramm. Beispiele für den soldatischen Drill sind, dass wir uns flach auf den Boden legen mussten und der *Drill Sergeant* über unsere Körper lief, wobei wir keinen Muskel bewegen durften. Oder wir mussten mit über den Kopf erhobener Waffe bis zur Brust im eiskalten Flusswasser stehen und auf den Befehl warten, wieder an Land gehen und in der nassen Uniform mehrere Kilometer mit Marschgepäck zum Stützpunkt zurücklaufen zu dürfen.

Wir erhielten keinen privaten Musikunterricht mehr, sondern wurden im Rahmen des *Junior Boy Choir* der Schule ausgebildet. Musik, die wir vorher aufgrund des hohen Leistungsdruckes eher als Last empfunden hatten, wurde in dieser Zeit zu unserer einzigen Zuflucht: Der Chor hatte Sonderrechte, wurde etwas weniger gedrillt, die Anerkennung tat uns gut, und die Musik schenkte uns Freude. Wir fielen zur Befriedigung unserer Stiefmutter als hochbegabte Gesangstalente auf (Sopran) und waren jetzt wesentlich motivierter als zuvor, was den Plänen für uns entgegenkam.

Bis zu unserem achten Lebensjahr war unser Alltag von Schule, Florettfechten, Schieß- und Laufübungen und unseren Privilegien Baseball und Gesang geprägt. Dann erst begannen sexuelle Übergriffe, die uns vollkommen überraschten und wie zufällig erschienen.

* * *

Wir hielten uns aufgrund des damals üblichen sommerlichen Schüleraustausches zwischen US-Kasernen in Deutschland in

einer Kaserne im bayerischen Raum auf. Dort lernten wir bei einem Sportwettkampf Christian kennen – ich vermute heute, dass Christian der dritte Säugling sein könnte. Wir waren zum Staffellauf eingeteilt, und Luca und ich hatten keine passenden Schuhe. Über die fehlende Unterstützung meiner Stiefmutter für unsere Sportaktivitäten habe ich bereits berichtet. Mehrere Kasernen traten gegeneinander an, und immer die Gewinner kämpften dann weiter. So kam es, dass Christians Mannschaft gegen unsere antreten sollte. Plötzlich stand Christian neben mir und stellte mir nagelneue Laufschuhe hin – bis dahin waren Luca und ich barfuß gelaufen. Er sagte „Ich will einen ehrlichen Wettkampf gegen euch.“ Ich nahm die Schuhe dankend an und stellte fest, dass sie mir wie angegossen passten. Mein Bruder Luca trat vier Läufer nach mir an, so dass ich ihm die Schuhe weiterreichen konnten. In der Folge gewann unsere Staffelgruppe sogar gegen die von Christian.

Aus dieser Begegnung entstand eine intensive Kinderfreundschaft, in deren Verlauf sich sogar unsere „Väter“ miteinander anfreundeten. John erlaubte uns daraufhin, die dreiwöchigen Sommerferien bei Christian und seinen Eltern (niemand von uns wusste damals, dass zumindest Luca und ich Adoptivkinder waren) in deren Villa an einem bayerischen See zu verbringen. Zu unserer Begeisterung besaß Christian ein eigenes Kajütsegelboot und durfte auf dem Militärgelände Junior-Motocross fahren.

Hier muss ich eine kleine Begebenheit einflechten, die später große Bedeutung gewinnen sollte: Eines Mittags waren wir mit unseren Fahrrädern am See gewesen. Um zu Christians kleinen Boot zu gelangen, mussten wir den halben See umrunden. Als Achtjährige benutzten wir dafür einen kleinen Fuß- und Radweg, anstatt uns die Bundesstraße anzutun. Auf unserem Weg

lag nach einem unbeschrankten Bahnübergang ein kurzer steiler Abhang mit einer Kurve am Ende. Ich blickte mich zu meinem Bruder Luca um und fuhr ungebremst einem etwa dreizehnjährigen fremden Jungen ins Rad, der bergauf keuchte. Er flog in hohem Bogen in die Brennesseln, und sein Rad knallte in den kleinen Bach neben dem Radweg. Da Fritz, denn um ihn handelte es sich, gegen Brennesseln allergisch war, schwoll sein Gesicht sofort an. Luca, Christian und ich beschlossen, Fritz mit seinem verbogenen Rennrad nach Hause zu begleiten.

Wir stellten fest, dass Fritz ganz in unserer Nähe lebte. Fritz' Mutter war eine warmherzige, freundliche Frau, die liebevoll ihren Sohn versorgte, aber auch zu uns sehr freundlich war. Ich beichtete gleich, dass ich an dem Unfall schuld war, aber sie ging gar nicht darauf ein, sondern drückte jedem von uns einen Schokoriegel in die Hand und setzte uns an den Tisch. Später kam Fritz gebadet und wieder abgeschwollen zu uns, und die herzliche Gastfreundschaft seiner Eltern überwältigte uns. Fritz' Vater saß meist still vor dem Fernsehgerät, strahlte aber ebenfalls freundliche Ruhe aus. Da er in der deutschen Marine im 2. Weltkrieg gedient hatte, interessierte ihn, was wir über unser Kasernenleben zu radebrechen hatten – unser Deutsch war alles andere als gut. Fritz' Mutter Ulla konnte nicht fassen, was uns an Training zugemutet wurde – als wir von Schießübungen nackt im Schnee berichteten, wollte sie uns kaum glauben.

Wir drei freundeten uns gut mit Fritz an. Als das geschah, was ich jetzt schildern muss, war Fritz nicht dabei, da er einen preiswerten Urlaub in einem Sommerlager des Roten Kreuzes verbrachte. Fritz wurde, ohne dass wir oder seine freundlichen Eltern etwas ahnten, von einem nahen Verwandten ebenfalls als Sexsklave vermietet. Ihm gelang es jedoch, sich mit Hilfe von

Unterstützern aus dem heimatlichen Schützenverein aus der Szene zu befreien. Fritz sollte viele Jahre später eine Schlüsselfigur bei unserer Rettung sein.

Christan brachte uns Segeln bei. Eines Tages Ende Juni 1989 hatten wir gegenüber einer Insel im See eine Pause gemacht. Christian befand sich an Bord des Segelbootes, während Luca und ich am Seeufer saßen und uns darüber unterhielten, ob Goofy eigentlich eher als Mensch oder als Hund anzusehen sei. Da traten drei Männer vom Seeuferweg an das Segelboot heran. Zwei erklärten Christian, sie seien US-Soldaten und hätten die Fähre zur Insel verpasst – ob er beziehungsweise wir sie mitnehmen könnten. Der dritte Mann war ein Deutscher, der sich uns als Polizeibeamter vorstellte.

Wir freuten uns, einem Lieutenant unserer Army einen Dienst erweisen zu dürfen und hießen die Drei an Bord willkommen. Wir segelten los, und Luca und ich begaben uns in die Kajüte, um den Männern die Sonnenplätze auf Deck zu überlassen. Christian rief mich an Deck, ich ging hoch, der Deutsche ging unter Deck. Christian sagte mir, ich solle ihm beim Segelreffen helfen. Ich wunderte mich, weil wir die Insel noch nicht erreicht hatten, gehorchte aber. Nachdem die Segel unten waren, rief Luca verzweifelt, wir sollten kommen – Christian und ich stürzten unter Deck, die anderen beiden Männer kamen hinter uns her. Der Deutsche hatte Luca sein Messer an die Kehle gesetzt – wir schauten uns hilfesuchend nach unseren amerikanischen Kollegen um, die uns hämisch angrinsten. Sie nannten uns unsere vollständigen Namen, die Namen und Dienstgrade unserer Väter, unseren Rang bei den *Junior Boy Scouts* und zeigten sich bestens über uns informiert. Sie sagten – eine Redewendung, die uns aus unserem Drill vertraut war: „Dies ist keine Übung!“ Der

Satz erleichterte uns, selbst Luca, dem das Messer an der Kehle saß, denn es suggerierte uns, es handele sich um einen militärischen Test, bei dem unser Gehorsam als Jugend-Offiziers-Anwärter geprüft werde.

Christian und mir wurde befohlen, uns auszuziehen. Auf einem Boot im Sommer machte uns dieser Befehl nicht weiter stutzig. Dann mussten wir beide Luca ausziehen, was uns schon etwas befremdete. Wir mussten uns setzen. Mir wurde befohlen, aufzustehen, dann bekam Christian den Befehl, meinen Penis in die Hand zu nehmen. Als er zögerte, hieß es, wenn wir nicht gehorsam seien, würden wir durchfallen, und unsere Eltern würden nicht befördert. Befehlsgewohnt gehorchte Christian, mein Penis wurde steif. Daraufhin wurde ich beschimpft, das würde mir ja wohl gefallen und ich sei wohl eine schwule Sau. Ich wurde unsanft wieder auf meinen Sitz geschubst. Dasselbe wiederholte sich mit Luca, worauf wir Brüder beide als Schwuchteln beschimpft wurden, die es vermutlich regelmäßig treiben würden.

Dann musste Luca Christians Penis zur Erektion bringen, so dass wir nun alle drei „schuldig" waren. Einer der US-Soldaten zog sich die Hose herunter und zwängte seinen Penis Luca in den Mund. Er schrie uns an: „DAS ist ein Grund, einen steifen Schwanz zu kriegen, nicht wenn man ihn nur anfasst." Daraufhin ließen die anderen beiden Erwachsenen ihre Hosen herunter und es erging uns genauso wie Luca. Wir wurden über und über mit Sperma bespritzt und mussten uns dann auf einer Bank gegenseitig den Penis in den Mund stecken. Als bei uns kein Sperma kam, wurden wir angeschrien, wir seien wohl zu dämlich, um abzuspritzen. Wir seien komplett durchgefallen, Test nicht bestanden. Wir hätten nur eine Chance: Der Test würde irgendwann wiederholt, und zur Strafe müssten wir unsere Unter-

wäsche abgeben und Jeans und T-Shirt über den nackten Körper ziehen. Wir durften das Sperma auch nicht abwaschen.

Danach mussten wir die drei Männer an den Platz zurückbringen, wo wir sie aufgegabelt hatten. Sie sagten uns, dieses Mal würden sie unseren Eltern nichts von unserem Versagen berichten, aber wenn wir beim nächsten Mal wieder durchfallen würden, müssten sie Meldung machen.

Damit ließen sie uns allein, und in den restlichen Ferien passierte nichts Ungewöhnliches mehr. Christians Eltern fiel nicht auf, dass unsere Unterwäsche fehlte, Christan gab uns von seiner.

***

Wir befanden uns in einem Zustand völliger Verwirrung, denn wir begriffen den Sinn dieses merkwürdigen „Tests“ nicht. Außerdem machte uns zu schaffen, warum wir nicht bestanden hatten. Wo war der Fehler? Wir betrachteten unsere Penisse, spielten an ihnen herum und wunderten uns, warum sie schon wieder steif wurden – wir waren sexuell völlig unerfahren, denn für Doktorspiele und Ähnliches hatte uns bisher die Muße gefehlt. Wir wussten auch nicht, was „schwul“ heißt und glaubten, wir seien irgendwie krank. Natürlich hüteten wir uns, irgendjemandem von unserem Versagen zu erzählen, denn wir schämten uns, zumal wir auch unseren eigenen Test nicht bestanden hatten – unsere Penisse waren ja wieder steif geworden. Das klingt vielleicht merkwürdig, aber damals gab es weder Handys noch Internet, und wir waren wirklich ahnungslos.

Wir bestraften uns selbst, indem wir trotz der Ferien extra hart trainierten, ruderten, Florett fochten und tanzten (Tanzen

fördert Ausdauer und Disziplin). Unser großer Eifer, so glaubten wir, veranlasste Christians Vater, auch für Luca und mich Sponsoren zu suchen – sein Sohn wurde bereits als Motocross-Champion und im Baseball gesponsert.

Luca konnte dem Motocrossing nicht viel abgewinnen, erkannte aber seine Chance und bat darum, wie Christian Eishockey spielen zu dürfen. Darin war er gut, während ich das Motocrossing für mich entdeckte und schnell hervorragende Leistungen erbrachte. Christians ranghoher Vater sorgte dafür, dass unsere Förderung in unserer Heimatkaserne weiterlief.

Bei meinen Motocross-Rennen und Lucas Eishockey-Spielen waren jedes Mal Christian und sein Vater anwesend. So blieben wir in Kontakt, und unsere Freundschaft vertiefte sich – über das Geschehen auf dem See sprachen wir nicht mehr und versuchten es zu vergessen. Unsere sportliche Aktivitäten waren unserer Stiefmutter weiterhin ein Dorn im Auge, denn sie hatte eine Gesangskarriere für uns geplant. Sie wandte sich an einen hochrangigen Freund unseres Dads mit guten Kontakten zu einem bekannten süddeutschen Knabenchor, der dafür sorgte, dass ein Talentsucher zu einem Auftritt unseres Junior Boy Choirs kam. Wir wurden sofort in den kirchlichen Knabenchor aufgenommen – aber nur als „Externe“, da wir erstens US-Bürger und zweitens jüdisch erzogen waren. Diese neue Beanspruchung und die vielen Aufenthalte außerhalb der Kaserne führten dazu, dass wir unserem geliebten Sport nicht mehr so intensiv nachkommen konnten, was wir sehr bedauerten. Wir trainierten nach Kräften trotzdem weiter.

Knapp zwei Monate nach dem Überfall auf dem See standen plötzlich die beiden US-Soldaten auf unserem Schulweg und begrüßten uns mit den Worten: „Dies ist keine Übung,

Soldaten! Mitkommen!“ Unsere Programmierung in Pflichtbewusstsein und Gehorsam griff natürlich wieder, und wir stiegen widerspruchslos in ihren Van in der Hoffnung, dass wir diesmal nicht versagen würden.

In einem entlegenen Waldstück wiederholte sich das Spiel vom See, und wie vorauszusehen war, versagten wir abermals. Wir bettelten die Männer an, unsere Eltern nicht zu degradieren, wir wären zu allem bereit, wenn nur unsere Eltern nicht in Mitleidenschaft gezogen würden. Unser Vater tat uns leid, und unserer Mutter wollten wir die Genugtuung, uns tatsächlich als Versager erwiesen zu haben, nicht gönnen. Die beiden Männer gestanden uns großzügig zu, nochmals von einer Benachrichtigung abzusehen und versicherten uns sogar, sie könnten uns zeigen, wo der Fehler liege, und uns helfen, dazuzulernen. Dafür sei es aber nötig, bei zukünftigen Übungen Videoaufnahmen zu machen, um unsere Schwächen zu analysieren. Das leuchtete uns ein, und wir waren erleichtert und dankbar für die Hilfszusage.

Von nun an wurden wir regelmäßig gefilmt. Wir wurden nicht mehr ständig mit Sperma bespritzt und mussten die Beiden auch nicht mehr oral befriedigen. Stattdessen waren andere Männer da, die uns immer wieder nackt begutachteten, „zu unserer Schulung“ an uns herumspielten und uns mit anderen Jungen „trainieren“ ließen. Wir Kinder mussten uns gegenseitig oral befriedigen und wurden dabei gefilmt. Wir erhielten technische Tipps für den nächsten „Test“, aber anale Penetration blieb uns zu diesem Zeitpunkt noch erspart.

Wir gingen weiter zur Schule, absolvierten unser sportliches und musikalisches Training und wurden regelmäßig per Taxi zu den Chorproben und Konzerten des bekannten süddeutschen Knabenchores gebracht. Der als „Sonderübungen“ kaschierte

sexuelle Missbrauch fand zunächst nur außerhalb der Kaserne statt. Dann nahmen Ausbilder aus der Kaserne an den „Sonderübungen“ teil, und nun kam es auch während der normalen soldatischen Übungen auf dem Kasernengelände immer öfter zu sexuellen Übergriffen durch diese Ausbilder.

***

Rückblickend entsprachen wichtige Rahmenbedingungen unserer frühen Kindheit bereits der Vorbereitung auf das Programm von Gehirnwäsche und Manipulation, von dem wir, ohne es zu wissen, ein Teil waren: Die harte Mutter, der freundliche, aber abwesende Vater, der harte Drill und die fast völlig fehlende Freizeit, die Fixierung auf Lob für Leistung im Rahmen der Kindersoldaten-Schule und der Chorerfolge. All dies trug dazu bei, dass wir sowohl seelisch wie körperlich immer unempfindlicher wurden. Wir lernten zu kämpfen, unsere körperlichen Leistungsgrenzen zu missachten, und verhärteten zusehends.

Gleichzeitig bezogen Luca und ich uns seelisch, da wir sonst niemanden hatten, immer mehr auf uns als Brüder, waren unzertrennlich und traten solidarisch füreinander ein. Diese enge Zusammengehörigkeit stärkte uns einerseits, andererseits verhinderte sie, dass wir jemals eine engere Beziehung zu einem fürsorglichen Erwachsenen hätten aufbauen können, denn Erwachsene gehörten nicht zu unserer Welt. Wir gehorchten nur dem Befehlston unserer Kommandanten, dies aber in sklavischem Gehorsam, um den grausamen Strafen zu entgehen.

Obwohl die Umstände unseres Lebens immer perverser wurden, erschien uns alles immer noch normal und plausibel. Die

Dinge, die mit uns gemacht und zu denen wir angeleitet wurden, betrafen uns Kinder ja praktisch immer als Gruppe, was uns das Gefühl gab, das müsse wohl so sein. Es gab keine Ausnahmen. Zu einer Welt außerhalb hatten wir keinen Kontakt, und unsere Maßstäbe dafür, was wir als normal akzeptierten, verschoben sich während der allmählichen Zunahme der Übergriffe nach und nach, bis wir völlig die Orientierung verloren hatten. Aufgrund der Privilegien beim Baseball und Chor, die wir gleichzeitig genossen, und unserer Überzeugung, die sexuellen Übergriffe seien hilfreiche Schulungen, damit wir den entscheidenden Test endlich bestehen könnten und unseren Eltern keine Schande machten, glaubten wir sogar, wir seien besser dran als andere Kinder.

Wir sprachen nie mit den anderen Kindern über unsere verschiedenen „Übungen" – sollten sie erfahren, dass wir „Nachhilfe" brauchten? Außerdem lehnten die meisten uns aufgrund unserer Privilegien ab, weil wir zu Konzertauftritten und Auswärtsspielen herumreisten, während sie durch den Schlamm kriechen mussten. Wir waren somit noch stärker isoliert als vorher schon. Unser Freund Christian erlebte zeitgleich in seiner Kaserne Ähnliches. Auch er, der wie wir überwiegend von Bediensteten erzogen und von seiner Mutter mit Kälte behandelt wurde, vertraute die Schande seines Versagens und seiner „Sonderübungen" nie seinen Eltern an. Erst viel später wurde deutlich, dass sein Vater über alles informiert war und eine aktive Rolle auch bei der sexuellen Vermarktung seines eigenen Sohnes spielte.

Als Kinder lernten wir schnell, dass wir nur dann nicht bestraft wurden, wenn wir gute Leistungen erbrachten und unsere Leistungen ständig steigern konnten. Als wir während einer Truppen-Entspannungsübung ein paar Mal Baseball spielen durften, fielen mein Bruder und ich wieder durch gute Leistun-

gen auf und wurden ins Baseballteam des *Junior Military Corps* aufgenommen. Dies brachte uns neben dem Chorgesang weitere Freistellungen von Truppenübungen, wir reisten zu Auswärtsspielen in andere Kasernen. Diese Reisen waren für uns fast wie Urlaub, aber meiner Stiefmutter ein Dorn im Auge. Sie wurde wütend, denn da sie uns in diese Militärschule gesteckt hatte, war ihr die Macht über unseren Tagesablauf entzogen. Für uns bedeutete dieser Umstand, dass der Versuch unserer Mutter, uns durch die Einschulung in der *Junior Boy Scout Military Elementary School* zu bestrafen und den Sport wegzunehmen, letztendlich ins Gegenteil umgeschlagen war. Dies gab uns ein Gefühl der Macht und war eine große Genugtuung für uns.

Auch die Synagoge am Samstag sparten wir uns, nachdem wir herausgefunden hatten, dass unsere Mutter uns nicht mehr dazu zwingen konnte. Wir blieben lieber in der Kaserne und nahmen am dortigen Sonntagsgottesdienst teil, der von Gospelgesang und Gospeltanz geprägt war und wo wir mit unseren Schulkameraden zusammen sein konnten.

Der Zusammenhalt mit unseren Kameraden und die Prägung durch den Glauben an soldatische Tugenden („Das Militär lässt keinen Mann zurück! Ein Mann, ein Wort“ etc.) halfen uns, unseren harten Alltag positiv zu empfinden. Gleichzeitig hieß es auch „Du bist nichts, der Korps ist alles!“.

Bis heute bin ich extrem leistungsorientiert und verlange mir das Äußerste ab. Es fällt mir sehr schwer, die Bedürfnisse meines Körpers wahrzunehmen, geschweige denn, ihnen entgegenzukommen und mich mit Annehmlichkeiten zu verwöhnen. Es dauert auch sehr lange, bevor ich auf Schmerzen reagiere – die Menschen in meinem Umfeld haben gelernt, es sehr ernst zu nehmen, wenn ich sage, dass ich Schmerzen habe oder dass es

mir nicht gut geht, denn dann ist wirklich Not am Mann.

Es hilft mir sehr, dass die Menschen, die mich lieben, mich gut beobachten und eher reagieren, als ich es tun würde. Ich arbeite daran, von ihnen zu lernen, weil ich immer wieder merke, wie gut es mir tut, wenn ich für meinen Körper sorge. Trotzdem muss ich einen hohen inneren Widerstand überwinden, um pfleglichen Umgang mit meinem Körper – von anderen und erst recht von mir selbst – zuzulassen. Aber ich übe und habe kürzlich im Alter von 34 erstmals mit Freunden ganz normal Camping-Urlaub mit Grillen, Plantschen und Faulenzen gemacht...

***

Wir sprachen nicht darüber, aber die Situation mit den perversen „Sonderübungen" verschlimmerte sich ständig. Ein typisches Beispiel: Beim Nacktschießen im Schnee versetzte mir der Drill Sergeant unmittelbar vor dem Abdrücken einen Tritt, so dass mein Schuss fehlging. Daraufhin wurde ich beschimpft und sollte den Schuss wiederholen. Diesmal pinkelte mir der Drill Sergeant auf den nackten Rücken. Ich sprang auf und erklärte, so nicht schießen zu wollen und dass ich mich jetzt waschen gehen würde. Dies wurde, da meine Waffe für den Schuss bereits geladen und entsichert war, als Befehlsverweigerung mit vorgehaltener, entsicherter Waffe ausgelegt und mit Bunker-Arrest und Degradierung zum Private bestraft. Die Strafe wäre noch schlimmer ausgefallen, wenn sich nicht ein mit meinem Vater befreundeter Militäranwalt, ich nenne ihn hier Eric Duke, für uns eingesetzt hätte. Dieser Mann spielte in unserem Leben eine entscheidende Rolle. Wir hielten ihn bis vor wenigen Jahren für

unseren größten Schutzengel und Retter, da er uns immer wieder in entsetzlichen Situationen scheinbar aus der Patsche half. Auch näherte er sich uns nie selbst sexuell. Erst 2014 wurde mir klar, dass dieser Mann für das gesamte Programm verantwortlich war, in dem wir steckten. Indem er sich immer wieder als unser Schutzengel, Verteidiger, Förderer, Investor, Gesangsmanager präsentierte und später, als wir Vollwaisen geworden waren, sogar unsere Vormundschaft vermittelte, erreichte er unser absolutes Vertrauen und unsere Loyalität.

Der berichtete Vorfall und ähnliche weitere Ereignisse führten dazu, dass unsere militärische Laufbahn, bei der wir durch ständige Degradierungen immer wieder ganz am Anfang standen, uns sinnlos erschien. Wir konnten uns nur noch beim Baseball auspowern, wo wir sehr gut wurden. Zur Belohnung für unsere Leistungen beim Baseball erhielten wir die ehrenvolle Aufgabe, bei der Zeremonie zur Beförderung eines *Drill Sergeants* vor etwa dreitausend Soldaten auf dem Kasernenhof die US-Flagge hissen zu dürfen. Bei diesem *Drill Sergeant*, der zum *Drill Commander* befördert wurde, handelte es sich ausgerechnet um unseren schlimmsten Peiniger beim soldatischen Training. Unsere aufgestaute Frustration entlud sich schließlich in folgender Aktion: Mein Bruder und ich brachten mit einem seemännischen Fallknoten ein aufgeblasenes (unbenutztes) Kondom unterhalb der US-Flagge an. Nachdem die Flagge gehisst worden war, löste sich durch die Spannung der Fallknoten, und jetzt befand sich das Kondom deutlich sichtbar an der Mastspitze, vor der dreitausend Soldaten salutierten. Fahnenbeschmutzung ist nach US-Recht eins der schlimmsten Vergehen. Uns war klar, dass wir von der Schule fliegen würden, und wir nahmen das billigend in Kauf. Um unseren „Sonderausbildern“ zu entgehen, wünsch-

ten wir uns nämlich, ein Nato-Sportinternat in einem anderen Bundesland besuchen zu dürfen, wo unser Freund Christian bereits seit einem halben Jahr lebte. Unser Vater, der uns aufrichtig zugetan war, hätte dies aber nie erlaubt. Wenn er von seinen zahlreichen Auslandseinsätzen nach Hause kam (damals 1. Irakkrieg), wollte er uns auch um sich haben. Außerdem hofften wir darauf, dass unser „Beschützer“ Eric uns aus dem Schlimmsten herausboxen würde.

Zunächst aber mussten wir uns den Folgen stellen. Bei einem Sonderappell mussten wir unsere Uniformen vor den Augen der dreitausend Soldaten ausziehen und in zwei Tonnen vollständig verbrennen. Danach wurden wir in Unterhosen zu einer zweimonatigen Bunkerhaft abgeführt, während alle Soldaten uns befehlsgemäß ihren Rücken zudrehen mussten. Auch unser Adoptivvater John tat dies, und das schmerzte uns am meisten. Die erwachsenen Mithäftlinge im Bunker schlugen und bespuckten uns zwar aufgrund der ungeheuerlichen Beleidigung der US-Ehre, die wir uns geleistet hatten, belästigten uns aber nicht sexuell. Unsere Klassenkameraden suchten uns in unserer Zelle auf und pinkelten befehlsgemäß auf unsere Betten, die wir dann weiter benutzen mussten.

Wir mussten auch im Bunker weiter für die Schule lernen und erbrachten gute Leistungen. Dies – so wurde uns erzählt – nutzte unser Gönner Eric, um sich, auch angesichts unserer guten sportlichen und musikalischen Leistungen, für uns einzusetzen. Wir mussten zwar die Schule wechseln, kamen aber genau in das von uns ersehnte Sportinternat für Knaben, in dem Christian sich bereits befand. Rückblickend ist klar, dass dieser Wechsel sowieso geplant war und unser Vergehen nur genutzt wurde, um unseren Glauben an die Unterstützung von Eric Duke zu stärken.

Dieses Internat erschien uns im Anfang wie der Himmel auf Erden. Wir mussten beziehungsweise durften intensiv trainieren. Statt des bekannten süddeutschen Knabenchores bereicherten wir nun den schuleigenen *Boy Choir*. Niemand belästigte uns. Wir waren zwar aufgrund der Ungeheuerlichkeit unserer Fahnenbeschmutzung zunächst nicht übermäßig angesehen. Mit Baseball und Gesang konnten wir uns jedoch auch hier wieder profilieren und Ansehen gewinnen, mein Bruder konnte weiter Eishockey trainieren und ich Motocross. Uns war nicht klar, dass wie das Florettfechttraining und Karate auch dies zu dem Plan gehörte, uns neben hoher Kampfgeschwindigkeit ein übermächtiges Konkurrenzdenken anzuerziehen.

***

Nach einem halben Jahr wurden 1991 jedoch die Leitung und das Lehrer- und Betreuerteam des Internates komplett ausgewechselt. Die Eliteschule befand sich innerhalb eines abgeschlossenen Militärbereiches für viele tausend NATO-Militärangehörige, den niemand ohne Erlaubnis verlassen konnte. Sie wurde nun aufgeteilt in den militärischen Elitebereich und einen Bereich für hochbegabte, aber als schwererziehbar geltende Schüler wie Luca, Christian und mich. Diese Gruppe von zirka zweihundert „Schwererziehbaren" wurde in ein Nebengebäude einquartiert. Unserer Altersgruppe von etwa sechzehn Zehn- bis Zwölfjährigen wurde innerhalb dieses Schultraktes ein nochmal abgetrennter Bereich unmittelbar neben der Aschenbahn des Sportplatzes und der Motocross-Strecke zugewiesen.

Zunächst erhielten wir unseren normalen Unterricht plus

Training. Natürlich waren wir nachts öfters unerlaubt auf dem Kasernengelände unterwegs, um uns mit früheren Schulkameraden zu treffen, von denen wir durch die Umstrukturierung getrennt worden waren. Und natürlich wurden wir mehrmals erwischt und zunächst mit Ermahnungen und harmlosen Küchendiensten bestraft, die uns keineswegs (und dies war beabsichtigt!) davon abhielten, weiter nachts umherzustreunen. Als sich unsere Situation dann grundlegend änderte, war durch diese geschickte Inszenierung sichergestellt, dass wir uns schuldig fühlten und unserer Wahrnehmung nach alles, was uns widerfuhr, als durch unser Fehlverhalten selbst verursacht empfanden, genau wie bei unserem „Versagen“ bei dem Initialereignis am See.

Eines Nachts wurden wir trotz mehrfacher Ermahnungen wieder einmal erwischt. Diesmal hieß es jedoch nicht „Zurück in die Betten und morgen antreten zum Küchendienst“, sondern: „Jetzt sofort Tausendmeterlauf auf der Aschenbahn.“ Okay, auch das erschien uns harmlos. Nach den tausend Metern durften wir jedoch nicht in unser Quartier, sondern wurden zur Sporthalle beordert. Hier mussten wir in unseren Kleidern in die eingeschaltete Sauna. Nach etwa zwanzig Minuten wurde die Tür geöffnet, und wir mussten wieder auf der Aschenbahn laufen, was uns schon schwerer fiel, zumal wir nichts trinken durften. Das Gleiche wiederholte sich; beim dritten Tausendmeterlauf brachen die ersten Kinder zusammen, wir anderen mussten sie stützen – wir mussten die tausend Meter schaffen, egal wie. „Einer für alle, alle für einen.“

Danach erhielten wir endlich etwas zu trinken, mussten dann aber nochmals in die Sauna. Diesmal gingen mehrere bewaffnete Erwachsene in Badehose mit uns in die Schwitzkabine. Sie befahlen uns, uns gegenseitig auszuziehen und unsere ver-

schwitzten Klamotten zu tauschen. Gleichzeitig bemerkten wir, dass sich unser Zustand, vermutlich aufgrund von in dem Getränk enthaltenen Drogen, veränderte: Wir führten es zunächst auf unsere Erschöpfung zurück, aber alles wurde ganz schwer, wir waren zu kaum einer Bewegung mehr fähig und gehorchten wie die Schafe, obwohl es uns ekelte, die verschwitze Unterwäsche eines anderen Kindes anzuziehen.

Wir torkelten in die Turnhalle und stellten uns weisungsgemäß an die Sprossenwand, wo wir festgebunden wurden. Dann erst bemerkten wir die anderen Erwachsenen in der Halle. Trotz unserer Apathie nahmen Christian, Luca und ich wahr, dass auch die drei Männer vom See und unser *Drill Sergeant* anwesend waren. Im Folgenden wurden wir versteigert wie Vieh. Man pries uns an, wir seien sexuell erfahren, aber unsere Ärsche seien noch jungfräulich – was ja stimmte. Im Fachjargon hießen wir „Gelflinge".

Mein Bruder Luca und ich, Christian und noch vier andere Jungen wurden von einem Mann, der sich Franz Falk nannte, für insgesamt 280.000 US-Dollar ersteigert. Falk versteigerte dann an andere Anwesende unsere „Jungfräulichkeit". Mein Bruder und ich wurden für 19.000 US-Dollar von einem Deutschen ersteigert, der damals Landtagsabgeordneter war und heute im Bundestag sitzt. Für diese Summe durfte er eine Stunde lang alles mit uns machen, außer uns nachhaltig zu verletzen oder zu töten. Bald waren aus den an die Turnhalle angrenzenden Mattenräumen die Schreie der gequälten und vergewaltigten Kinder zu vernehmen, zu denen auch wir gehörten. Wir hätten uns gern gewehrt, waren aber aufgrund der Drogeneinwirkung (oder tatsächlich der Erschöpfung) nicht dazu imstande. Diese ohnmächtige Wehrlosigkeit war besonders schlimm für mich.

Was uns widerfuhr, wurde wie immer auf Videos aufgezeichnet, die dann ebenfalls vermarktet wurden. Auf diesen Videos sahen wir aufgrund unserer Apathie aus, als wären wir mit dem Geschehen einverstanden.

Nach einer Stunde wurden wir gefesselt und nackt in unsere Quartiere zurückgebracht. Vermutlich wurden auch unsere verschwitzten Kleider an Fetischisten verkauft. Von nun an gab es praktisch keine Nacht mehr, in der wir nicht vergewaltigt, misshandelt und gequält wurden. Am normalen Unterricht nahmen wir nicht mehr teil, obwohl wir weiter als anwesend gelistet waren und sogar Noten erhielten, die sich im unauffälligen Mittelfeld hielten. Die Sportprogramme wurden fortgeführt und stellten neben dem Gesang im Schulchor unseren einzigen Ausgleich zu den ständigen Quälereien dar.

Nach jedem sportlichen Ereignis, z.B. Baseballspiel, kamen die Kunden zur Fleischbeschau in unsere Umkleidekabinen und missbrauchten uns anschließend in irgendwelchen Ruheräumen. Manchmal musste auch die Mannschaft, die gesiegt hatte, das unterlegene Team demütigen - natürlich immer vor zahlenden Zuschauern und Kameras. Uns wurden die Kleider am Leib zerschnitten, wir wurden misshandelt und sexuell missbraucht. Auch als ich einmal schmerzgeplagt drei Bälle hintereinander durchließ und so meine Mannschaft das Spiel verlor, wurde ich von meinen Teamkollegen auf Befehl unserer Betreuer gedemütigt, musste ihnen die Füße lecken usw. Der Verlierer war rechtlos.

Anfangs gab es unter uns Kindern viele Streitigkeiten – nur Christian, Luca und ich hielten zusammen wie Pech und Schwefel. Nach und nach gruppierten sich die anderen Kinder um uns, und die Streitigkeiten ließen nach. Auch die zunehmende Brutalität der teilweise lebensgefährlichen Quälereien führte dazu,

dass wir uns untereinander mehr zusammenschlossen. Mein Bruder und ich gaben uns jeden Abend, wenn wir dann endlich ins Bett durften, die Hand und sagten „Vergeben und vergessen". Diese Redewendung hatten wir aus einem Kinderbuch über junge Detektive aufgeschnappt, dass wir im Deutschunterricht durchgenommen hatten. Sie bezog sich auf alles, was wir einander unter Umständen hatten antun müssen. Dieses kleine Ritual übernahmen nach und nach auch die anderen Kinder.

***

Wir waren in unserem abgetrennten Internatsbereich ursprünglich siebzehn Kinder. Abgesehen von den sportlichen und gesanglichen Einsätzen blieben wir von unseren Schulkameraden komplett isoliert. Der Zusammenhalt unter uns siebzehn wuchs allmählich, und irgendwann wagte ein Kind, sich dem Missbrauch und der Folter zu verweigern. Jonas war ein zierlicher, etwas einzelgängerischer und introvertierter Zwölfjähriger. Nach einem gewonnenen Baseball-Match sollte Jonas einen Schulfreund demütigen, quälen und vergewaltigen. Jonas sagte: „Das tue ich nicht." Nun wurde der andere Junge, dessen Name mir entfallen ist, aufgefordert, sich seinerseits an Jonas zu vergreifen, und weigerte sich ebenfalls. Beide wurden dann von anderen missbraucht. Nach der Rückkehr von diesem Auswärtsspiel wurden wir alle innerhalb des Kasernengeländes in einen uns unbekannten Bereich gebracht. Das Gebäude sah aus wie ein Haus, war aber ein Bunker und innen als Filmstudio ausgestattet. Auch der Schulfreund von Jonas war bei uns, obwohl er ja in der gegnerischen Mannschaft gespielt hatte. Mein Bruder, Christian und

Mike, einer unserer Mitschüler, wurden an eine Wand gefesselt und bekamen eine Schlinge um den Hals, so dass sie kaum noch Luft bekamen. Uns Übrigen wurde befohlen, Jonas und seinen Schulfreund auszuziehen – würden wir uns weigern, müssten die anderen drei ersticken. Also gehorchten wir. Alles, was nun geschah, wurde von Erwachsenen gefilmt. Insgesamt waren knapp 20 Erwachsene anwesend. Später erfuhr ich, dass sie große Summen bezahlt hatten, um dem sadistischen Schauspiel beiwohnen zu dürfen. Jonas' Schulfreund wurde auf einen improvisierten Altar gefesselt: Auf vier lederne Springböcke aus der Turnhalle hatte man eine massive Holzplatte gelegt. Jonas selbst wurde mit ausgebreiteten Armen und Beinen an die Speichen eines übermannshohen hölzernen Wagenrades gefesselt. Das Wagenrad war an der Wand befestigt, aber frei drehbar. Jonas musste von dem Wagenrad aus alles mitansehen, was seinem Freund widerfuhr.

Die Stricke der anderen drei, die an der Sprossenwand befestigt waren, wurden nun langsam gelöst, so dass sie schließlich nur noch mit dem Hals in der Schlinge hingen, praktisch keine Luft mehr bekamen und ihren baldigen Erstickungstod vor sich sahen. Wir übrigen erhielten Geflügelscheren. Zehn Jungen erhielten drei Minuten Zeit, um dem Jungen auf dem Altar je einen Finger abzuschneiden; hätten wir länger gebraucht, wäre der Erstickungstod der drei an der Sprossenwand komplett gewesen. Man wies uns genau an, wo (unmittelbar über dem Grundgelenk) wir die Finger abzutrennen hätten.

Wir gehorchten – ich werde die Blicke und Schreie des Jungen nie vergessen. Die drei Kinder, darunter auch ich, die hierbei noch nicht mitgeholfen hatten, mussten jetzt jeder einen Finger bis zum Knochen abnagen. Die übrigen Finger wurden unter den anwesenden Männern versteigert und von ihnen abgenagt.

Daraufhin wurden Luca, Christian und Mike, denen man schon vorher die Schlingen soweit gelockert hatte, dass sie nicht mehr zu ersticken drohten, endgültig aus ihren Halsschlingen gelöst. Die drei, die je einen Finger hatten essen müssen, nahmen jetzt ihren Platz ein. Mein Bruder musste mir eigenhändig die Schlinge um den Hals legen. Nun wurde wie beim ersten Mal mit Zahnstochern ausgelost – zehn Kinder mussten je einen Zeh abschneiden, und drei Kinder mussten zuschauen und hinterher je einen Zeh essen. Ich hing also nun genau so am Galgen wie vorher mein Bruder und kämpfte gegen den Erstickungstod. Schrecklich war auch, dass ich in meiner Situation nicht anders konnte, als mir sehnlichst zu wünschen, dass meine Kameraden schnell die Zehen abgetrennt haben würden, damit ich wieder Luft bekam.

Durch diese typische Vorgehensweise wurde sichergestellt, dass alle Beteiligten sich schuldig fühlten. Jonas, weil er sich geweigert hatte, seinen Freund zu demütigen, der Freund, weil er sich geweigert hatte, Jonas zu demütigen, und die Übrigen wurden zu Tätern gemacht, was natürlich noch schlimmere Schuldgefühle mit sich brachte. An allem waren wir, so empfanden wir es, im Grunde selbst schuld, denn wir waren nicht gehorsam gewesen.

Der Junge auf dem Altar war immer noch bei vollem Bewusstsein. Nun wurden einzelne Körperteile und Organe zum Verzehr versteigert, die Männer standen um ihn herum und diskutierten darüber, welche Delikatesse sie gebraten haben wollten. Wir mussten die gewünschten Stücke bei lebendigem Leibe aus ihm herausschneiden und in bereitstehenden großen gasbetriebenen Paella-Pfannen braten. Die Reihenfolge der Glieder- und Organentnahme war so geregelt, dass der Junge möglichst

lange noch am Leben blieb. Es wurde dafür gesorgt, dass zum Schluss jeder von uns von dem Jungen gegessen hatte. Für uns war es eine Erleichterung, als er nach einer knappen Stunde endgültig aufhörte zu stöhnen, zu schreien und zu wimmern. Manche Männern genossen es sogar, den bereits weitgehend entfleischten Kadaver anal zu penetrieren. Uns sagte man dazu, wir seien nichts wert und nur dazu da, ihnen Spaß zu bereiten. Wenn wir uns verweigerten, hätten sie keinen Spaß mit uns, und das Geschehene solle uns eine Lehre sein. Das war natürlich gelogen, denn unsere „Verwertung" stand fest, ob wir uns weigerten oder nicht. Jonas geschah währenddessen nichts, er musste aber die ganze Zeit in seiner erhöhten Position auf dem Rad dem zuschauen, was er „verschuldet" hatte. Von uns und dem, was wir getan hatten, war er natürlich total angewidert. Als sein Freund tot war, wurde er losgebunden und musste ebenfalls mitessen.

Im Anschluss wurden alle überlebenden Jungen für sexuellen Missbrauch versteigert – wie man sich denken kann, waren wir folgsam wie die Lämmer, egal was man mit uns anstellte. Die Kunden hatten angesichts der bereits bezahlten hohen Summen „open end flatrate" und konnten untereinander ihre Opfer austauschen. Jeder von uns wurde mehrmals vergewaltigt, geschlagen und auch gedemütigt. Zum Beispiel wurde uns ins Gesicht oder in den Mund uriniert. Es gab auch spezielle entenschnabelähnliche Masken, die man uns umschnallte, um uns dann wie eine Toilette zu benutzen, so dass wir an dem Urin und teilweise auch an Fäkalien fast erstickten. Ein Jahr später erstickte bei einer ähnlichen Gelegenheit ein Junge, der lange überall per Plakat als verschwunden gesucht wurde. Bei dem Täter handelte es sich um einen sehr hohen kirchlichen Würdenträger.

Als wir am Ende dieser grauenvollen Nacht endlich per Bus

in unser Internat zurückgebracht wurden, sagte man uns, dass es Jonas am nächsten Wochenende genauso ergehen würde wie heute seinem Freund. Er brach zusammen, und wir versuchten, ihm einen Freitod zu ermöglichen. Wir trennten in mühsamer Arbeit aus einigen Jeans die stabilen Seitennähte heraus und verknüpften sie zu einem Seil. Jonas versuchte sich an einer der langen, bis zur Decke reichenden Heizkörper des Schlafsaals zu erhängen. Wir hängten uns an seine Füße, damit es schnell ging. Jonas sagte uns, wenn er tot sei, werde er wie ein Engel über uns wachen – ich habe später immer wieder das Gefühl gehabt, ihn und andere zu Tode gekommene Kameraden auf der feinstofflichen Ebene wahrnehmen zu können.

In der Zeitung stand, Jonas habe sich wegen schlechter Noten erhängt. Da wir sowieso nicht am Unterricht teilnahmen, wurden einfach seine erfundenen Noten entsprechend gestaltet.

Am nächsten Wochenende gab es das uns angekündigte Ritual nicht. Dafür änderten sich unmittelbar andere Dinge – wieder wurde uns das Gefühl gegeben, für das Geschehen verantwortlich zu sein: Von nun an mussten wir abends unsere Kleider in die Spinde im Baderaum einschließen. Danach wurde das Bad verschlossen, und wir mussten uns ohne Decken nackt in unsere Betten legen. Der Schlafsaal wurde nun rund um die Uhr per Videokamera überwacht. Aufgrund der Kälte schoben wir die Betten zusammen und wärmten uns gegenseitig mit unseren Körpern, was unsere Gemeinschaft noch enger zusammenschweißte.

***

Kurze Zeit später wurden elf Schüler, darunter auch mein Bruder Luca und Christian, rückblickend alle, die blond und blauäugig waren, ausgewählt und erhielten falsche Namen. Unter diesen Namen flogen wir, getarnt als Fußballmannschaft, nach Mallorca. Wir wurden dort auf einer riesigen Luxusjacht untergebracht und erhielten eine Art Mannschaftskleidung. Es handelte sich um sehr weite Marken-Latzhosen, die Sechzehnjährigen gepasst hätten, uns aber viel zu groß waren; die Hosenbeine wurden mit der Schere gekürzt. Darunter trugen wir keine Unterwäsche, sondern nur lange weiße Kniestrümpfe und schwarzweiße Basketball-Stiefel sowie obenherum ein leichtes buntes Hawaii-Hemd. Die seitlichen Knopfleisten der Latzhose und den vorderen Hosenschlitz mussten wir offenlassen, solange wir auf der Jacht waren.

Gegen siebzehn Uhr trafen sehr hochrangige Gäste zu einem Bankett ein, denen es am ersten Abend „lediglich" erlaubt war, uns unbegrenzt in die Hosen zu greifen und zu küssen, aber noch nicht zu vergewaltigen. Später wurden wir mit Ledergurten nackt als Dekoration und Unterlage für die Speisen auf den Bankett-Tischen fixiert. Einige von uns mussten in hauchdünnen weißen Mädchenkleidern singen, andere Getränke reichen. Bei den Gästen handelte es sich um Männer wie Frauen, einige Ehepaare hatten sogar ihre Kinder mitgebracht – vermutlich ging es diesen Kindern ähnlich, wie meine Schicksalsgefährtin Anna es in ihrem Bericht schildert.

Gegen zwei Uhr nachts gab es einen Zwischenfall. Eines der mitgebrachten Gastkinder, ein etwa fünfzehnjähriger Junge, hatte sich irgendetwas zuschulden kommen lassen, was ich

nicht mitbekommen habe. Der Vorwand ist auch egal, vermutlich stand sein Tod schon vorher fest. Er wurde geschlagen und von vier Männern ausgezogen. Wir wurden alle gerufen, mussten den nackten Jungen anschauen, und dann wurde er – wir waren mittlerweile auf hoher See – einfach über Bord geworfen. Danach wurde das Boot gewendet, und der Junge wurde gejagt. Wir wurden aufs Oberdeck gerufen und mussten im Licht der Suchscheinwerfer zuschauen. Die Jacht wendete sechs bis sieben Mal – zum Schluss sahen wir den Jungen nicht mehr und mussten davon ausgehen, dass die Schiffsschrauben ihn zerfetzt hatten. Uns wurde gesagt, wir sollten nicht denselben Fehler machen wie dieser Junge, sondern gehorsam sein. Die Schuhe und Kleidungsstücke des getöteten Jungen wurden unter den interessierten Fetischisten versteigert.

Am nächsten Tag des Yacht-Wochenendes wurden wir den Gästen für alles außer Tötungen und Verstümmelungen freigegeben. Insgesamt waren wir vier Tage auf der Jacht und hatten praktisch keine Ruhepause. Es gab zwischendurch kurze Landausflüge und eine Nacht in einem Luxushotel. Für die Landausflüge wurden wir jeweils nach demselben Muster gekleidet: Äußerlich wirkten wir gutsituiert und normal, trugen aber keine Unterwäsche und weite T-Shirts. An abgelegenen Orten gab es teilweise auch Fotoshootings und Filmaufnahmen mit oder ohne Vergewaltigungen und Beschmutzungen durch Urinieren. Wir mussten uns auch gegenseitig in die Schuhe urinieren und sie dann wieder tragen.

Nach diesem Yacht-“Urlaub“ trat unser *Boy Choir* in einer Kaserne in Süddeutschland auf, wo auch der bekannte süddeutsche Knabenchor zu Gast war. Die beiden Chöre sangen gemeinsam, der deutsche auf deutsch, wir auf Englisch und den

Refrain beide Chöre auf Lateinisch. Auch unser Dad sowie unser „Gönner" Eric Duke waren anwesend. Aus Scham erzählten wir unserem Vater nichts. Auch Eric Duke erfuhr von uns nichts über den sexuellen Missbrauch, aber wir klagten ihm, wir würden geschlagen, bekämen zu wenig Essen und würden gesanglich nicht genügend gefördert – wir flehten ihn an, eine andere Lösung für uns zu finden. Eric hörte uns wohlwollend an, versprach uns Hilfe, und bereits einen Monat später wurden im Auftrag des bekannten süddeutschen Knabenchores Bewerbungsvideos gedreht, bei denen auch mein Bruder und ich eingesetzt wurden.

Ein erstklassiger britischer Internatschor im Umfeld der anglikanischen Kirche zeigte Interesse an uns, und wir wurden für eine sechsmonatige Probezeit nach England gebracht. Unser Freund Christian blieb zu unserem Bedauern im westdeutschen Militärinternat zurück, was sich für uns anfühlte, als hätten wir ihn und unsere anderen Freunde im Stich gelassen – auch hier wirkte also wieder das Schuldprogramm.

Wir wurden zunächst nicht missbraucht, sondern gut behandelt und schulisch gefördert. Denn gesangstechnisch konnten wir in Großbritannien überzeugen, unsere Schulleistungen waren allerdings, da wir ja seit langer Zeit keinen akademischen Unterricht mehr erhalten hatten, bodenlos schlecht. Unsere britischen Schulkameraden schauten auf die dummen Amis natürlich verächtlich herunter, so dass wir auch hier wieder isoliert waren. Wir erhielten Förderunterricht, was uns zunächst freute. Aber dann begannen unsere Nachhilfelehrer, merkwürdige Strafen einzusetzen wie „bei jeder falschen Antwort ein Kleiderpfand ablegen". Da wir Vieles nicht wussten, waren wir schnell nackt. Zunächst passierte nichts weiter, und wir büffelten motiviert und fassten sogar trotzdem Vertrauen, da wir ja „nur" nackt waren.

Später durften wir bei den schulischen Sonderaktivitäten dabei sein und lernten sogar Cricket zu spielen, beim Rudern und Fechten waren wir sowieso wieder unter den Ersten. Mein Bruder sang im großen Chor mit, ich bildete mit zwei anderen US-Jungen ein Solistenterzett. Wir drei hatten alle dasselbe erlebt und waren auch bei dem Bestrafungsritual für Jonas' Schulfreund dabei gewesen. Wir drei hatten Fernsehauftritte und Tourneen bis nach Tokio, China und New York. Während der Tourneen wurden wir auf den „After-Show Partys" nach unseren Auftritten von den Höchstbietenden missbraucht. Bereits während wir sangen, wurde auf uns geboten.

An den Farben unserer Schuhe konnten die Kunden erkennen, was für Eigenschaften uns zugeschrieben wurden. So bedeuteten weiße Schuhe, dass jemand als jungfräulich angeboten wurde. Goldene Schuhe hieß „jungfräulich, besonders niedlich, schlank, mädchenhaft", blaue Schuhe standen für „blau-weiß", also sexuell erfahren sowie devot und zierlich. Rote Schuhe hieß: eng gebaut, lässt alles mit sich machen, ist aber noch ein bisschen widerspenstig. Graue Schuhe bedeutet: Dieses Kind ist schon gebrochen und wehrt sich nicht mehr, egal was passiert.

Die Marke unserer Schuhe machte kenntlich, was der Kunde mit uns tun durfte. Trug ein Junge Chucks, durfte er für Analpenetration, sowie „Kaviar & Natursekt" (Beschmutzen durch Fäkalien und Urin) benutzt werden. Chucks ohne Schnürsenkel hießen: Dieses Kind steht auch für Sado-Maso zur Verfügung. In dem Video, mit dem meine „Besitzer" mich für den englischen Internatschor anpriesen, trug ich rote Chucks mit Schnürsenkeln, die Chucks meiner beiden Mitsänger waren grau – sie wurden als bereits willenlos eingeschätzt.

Da ich nicht im Internat in England vergewaltigt wurde, son-

dern nur während der Tourneen, wähnte ich meinen Bruder in Sicherheit. Mein Bruder wurde jedoch, während ich monatelag unterwegs war, zurück in das westdeutsche Militärinternat gebracht. Als ich erfuhr, dass mein Bruder nicht mehr in England war, bat ich Eric Duke, mich ebenfalls zurückzuholen. Da ich sowieso wieder missbraucht wurde, kam es für mich nicht darauf an, auch wenn meine beiden Mitsänger ohne mich zurückblieben und meine Solokarriere insofern beendet war.

***

Eric Duke „half" mir wieder, so dass mein Bruder und ich wieder gemeinsam in der westdeutschen NATO-Kaserne lebten und litten. Für ihn waren wir nicht nur finanziell eine Goldgrube, sondern da wir ihm als unserem Beschützer vertrauten, schmuggelte er mit unserer Hilfe Festplatten und andere Informationsträger aus den verschiedene Kasernen, wo wir unsere sportlichen und musikalischen Auftritte hatten. Auch erpresste er mit unserer Hilfe die Kommandeure, die bei ihren sexuellen Aktivitäten mit uns gefilmt worden waren, und schuf durch diese Vernetzungsarbeit damals über Jahre hinweg die Grundlage für die spätere Gründung einer der größten Söldnerarmeen der Welt.

In den nächsten Jahren veränderte sich an dem Grundmuster unseres Lebens wenig. Wir wurden ständig zu allen Tageszeiten für unterschiedlichste Misshandlungen und Vergewaltigungen vermietet und dabei gefilmt.

Allmählich begann ich, mich zu wehren. Denn ich begriff immer mehr, dass die Szenarien, nach denen wir selbst schuld waren an dem, was uns angetan wurde, beliebig erfunden wur-

den und es eigentlich egal war, was wir taten – die Misshandlungen fanden in jedem Fall statt.

Nachdem ich dies begriffen hatte, wurde ich zu einem Sicherheitsrisiko. Bei einer Gelegenheit hatte ich einen Kunden, der unersättlich immer weiter Oralverkehr von mir verlangte. Zwischendurch penetrierte er mich anal, so dass ich dann seinen von meinen eigenen Fäkalien beschmutzten Penis in den Mund nehmen musste. Irgendwann biss ich dann in meiner Wut so fest zu, wie ich konnte, und zerstörte dem Kunden vermutlich seinen Schwellkörper dauerhaft. Er schlug mich natürlich mit voller Kraft, bis ich losließ, und zur Strafe wurde ich am selben Tag von meinem Zuhälter in einen schmalen abgelegenen Brunnenschacht geworfen. Über mir wurden kübelweise Schnecken, Spinnen und andere Krabbeltiere ausgeschüttet und dann der Deckel verschlossen, so dass ich drei Nächte ohne Essen und Trinken nackt mit all dem Getier verbringen musste. Dieses Erlebnis hätte meinen Willen beinahe gebrochen.

Als man mich wieder herausgeholt hatte, wurde ich unter falschem Namen mit meinem Bruder und Christian in eine osteuropäische Metropole geflogen, und wir mussten dort auf dem normalen Kinderstrich im Hafenviertel anschaffen gehen. So sollten wir lernen, wie gut wir es als „Edelnutten" hatten, und ich sollte mich natürlich auch wieder schuldig fühlen, weil die anderen beiden Jungen für mein Vergehen mit büßen mussten. Das Erschreckendste für mich dort war, dass der Kinderstrich völlig öffentlich stattfindet und jeder sehen kann, was vor sich geht. In einem edlen Club wurden ebenfalls Kinder angeboten, gefoltert und getötet. Wir mussten in diesem Club bei Greueltaten zuschauen, die ich hier nicht schildern will, ebenfalls um uns klarzumachen, wie undankbar wir seien.

All dies entflammte jedoch meinen Widerstandsgeist nur noch mehr. Als wir wieder in unsere Kaserne in Deutschland zurückgebracht worden waren, gab es bald einen der üblichen Sport-Events, der wie gewohnt mit Vergewaltigungen endete. Wir hatten verloren und mussten von der gegnerischen Mannschaft vor ausgewählten, zahlenden Zuschauern gefoltert werden. Die zahlenden Kunden bestimmten, was uns angetan werden sollte. Wir waren noch 14 – Jonas hatte sich erhängt, und meine beiden Terzett-Kollegen waren in England geblieben. Einer unserer Kameraden, Marcel, verlor die Beherrschung und griff den gegnerischen Jungen an, der ihn durch anale Penetration mit der Faust (*Fist-Fucking*) foltern sollte und dies mit voller Wucht tat. Sieben Kollegen der gegnerischen Mannschaft droschen daraufhin auf Marcel ein. Mein Bruder Luca befreite sich von seinem Peiniger und eilte Marcel zu Hilfe, und wir anderen taten es ihm nach. Die „Betreuer" beider Mannschaften zerrten uns auseinander und verfrachteten uns in unseren jeweiligen Mannschaftsbus. Beide Mannschaften landeten aber wieder in dem besonderen Bunker, in dem der Schulfreund von Jonas zu Tode gequält worden war. Diesmal standen dort statt des provisorischen Altars genügend Ergometer (Stand-Trainingsfahrräder) für uns alle.

Wir alle mussten bis zur Erschöpfung auf diesen Ergometern strampeln. Sobald die eingestellte Geschwindigkeit unterschritten wurde, leuchtete eine Lampe auf. Der betreffende Junge wurde vom Ergometer gezerrt und von mehreren Erwachsenen heftig geschlagen oder auch anal penetriert. Wie immer liefen Kameras, die aus all dem teure Snuff-Videos machten. Christian, Luca und ich hielten aufgrund unserer exzellenten Kondition sehr lange durch. Zwei der Männer begannen Luca zu schlagen und zu behindern, so dass er deswegen langsamer wurde und sie

einen Grund hatten, ihn ebenfalls vom Rad zu ziehen und zusammenzuschlagen. Ich wusste es damals noch nicht, aber diese beiden noch jungen Männer waren Söhne unseres eigentlichen Zuhälters namens Koller. Wir dachten ja, unser Eigentümer sei der Falk, der uns ursprünglich ersteigert hatte; die wahren Besitzverhältnisse entschlüsselten sich mir erst viel später.

Schläge an sich waren uns ja nichts Unvertrautes, aber die „Ungerechtigkeit", dass sie meinen Bruder misshandelten, obwohl sein Lämpchen noch nicht leuchtete, brachte mich vollkommen aus der Fassung. Auch daran wird deutlich, wie gründlich unsere Gehirnwäsche saß. Was mich aufregte, war nicht die Misshandlung an sich, sondern der vermeintliche Regelbruch. Wir lebten immer noch in der Illusion, wir könnten durch Befolgen der Regeln unser Schicksal beeinflussen. Ich stieg vom Ergometer und ging auf den Mann los, der meinen Bruder mit dem Schlagstock traktierte. Der etwa 20jährige jüngere der beiden Brüder schleuderte mich von meinem Bruder weg in eine der Glasscheiben, die bei Snuff-Videos dazu verwendet werden, die Kameraobjektive vor Blutspritzern zu schützen. Die Scheibe zerbrach, der ältere der Brüder wollte mich ebenfalls packen. Ich ergriff einen großen Splitter und schnitt ihm wie im Blutrausch mit voller Wucht die Kehle durch. Die Narben der durch die Wucht meiner Bewegung entstandenen Schnitte in meiner linken Hand sind heute noch zu sehen.

Ich war total geschockt, und mir war klar, dass dies schreckliche Konsequenzen haben würde. Meine größte Sorge war, dass ich durch meine Affekthandlung unter Umständen den qualvollen Tod meines Bruders und aller unserer Freunde verursacht haben könnte. Doch nicht nur wir Kinder waren geschockt, sondern auch die Erwachsenen. Der jüngere Koller beugte sich

über seinen Bruder und erhob sich kreidebleich wieder. Da wusste ich, dass ich – erstmals freiwillig und ganz allein – einen Menschen umgebracht hatte.

Die gesamte „Show" (so wurden diese Ereignisse genannt. Es hieß immer: „Dies ist eine Show, und ihr seid die Hauptdarsteller!") wurde abgebrochen. Wir zogen uns irgendwelche Kleider an, wurden in die Busse verfrachtet, und beide Mannschaften wurden in unser Quartier gebracht. Dort war es sehr eng. Wir hatten erstmals seit langer Zeit auch im Schlafsaal noch unsere Kleidung an, und es herrschte Totenstille, weil niemand von uns wusste, was jetzt passieren würde. Der Vater des Getöteten wollte Christian, Luca und mich „snuffen", also ein tödlich endendes Foltervideo drehen, um sich persönlich nach seinem eigenen Drehbuch an uns zu rächen. Doch Falk, der eine Vorliebe für uns hatte, wollte uns unbedingt am Leben erhalten und stritt sich in unserer Gegenwart zäh mit Koller herum. Wir seien so schöne blonde Jungen, es sei eine unverantwortliche Geldverschwendung, uns zu „snuffen", und Falk solle doch andere, dunkelhaarige Jungen dafür auswählen. Nach langem Hin und Her willigte Koller ein, sagte aber „Um die Odin-Spinner kommen sie aber nicht herum." Falk entgegnete: „Okay, aber sie kommen lebendig zurück!"

***

Wir verbrachten zwei Tage hängend, mit Händen und Füßen an demselben Haken befestigt. In dieser vollkommen wehrlosen Position schoben die Betreuer uns alles mögliche in den Anus,

schlugen uns usw. Außerdem wurden uns durch das lange Hängen Schulter- und Hüftgelenke ausgerenkt. Bis heute kann ich meine Schultern willentlich aus- und wieder einrenken. Zwei Tage später wurden wir zu der Odin-Sekte in der Nähe einer süddeutschen Stadt gebracht. Die Betreuer renkten uns dann wenig schonend wieder ein, trotzdem waren wir nicht in der Lage, zu gehen. So - nicht gehfähig - hatten die „Odin-Spinner" uns auch bestellt.

Über diese Sekte weiß ich nur, dass ihre Mitglieder zu Ehren ihres Gottes regelmäßig Kinder folterten, abschlachteten, aßen und ihr Blut tranken. Nach unserer Ankunft in dem unterirdischen Teil eines Gebäudes, das ich rückblickend für die Brauerei eines uralten Klosters dieser Gegend halte, wurden wir entkleidet und in lange weiße, durchscheinende Kutten gehüllt. Wir konnten nicht erkennen, mit wem wir es zu tun hatten, weil Klu-Klux-Klan-ähnliche Hauben die Gesichter verhüllten. Man legte uns drei auf einen riesigen drehbaren runden Stein, eventuell einen alten Mahlstein, auf dem bereits fünf weitere Kinder festgebunden waren.

Das Rad selbst wurde von Menschen mithilfe eines über Riemen oder Zahnräder verbundenen Tretmechanismus in langsame Drehung versetzt. Über uns wurde kopfüber ein schreiender Säugling aufgehängt und in Pendelbewegung versetzt, bis ihm einer der Hohepriester den Kopf abschlug und das Schwert dann in eine dafür vorgesehene steinerne Scheide neben dem großen runden Stein zurücksteckte. Das Blut des Säuglings bespritzte unsere weißen Gewänder. Durch die Pendelbewegung über dem rotierenden Rad ergaben sich bizarre Muster in diesen Blutflecken, in denen der Hohepriester irgendwelche Runenzeichen zu erkennen versuchte. Irgendwann wurde die Drehbewegung

so angehalten, dass der kreuzförmige Schatten des Schwertgriffes auf eines der uns fremden Kinder fiel.

Dieser Junge war damit ausgewählt dafür, zu überleben und mit uns in unser Quartier zurückzukehren. Der Ablauf wurde noch einmal wiederholt – aus dem nunmehr kopflos pendelnden Körper des Säuglings blutete es immer noch. Ein zweites Kind wurde ausgewählt, und die anderen drei waren damit zu Opfern bestimmt. In den drei darauffolgenden Tagen wurde jeden Tag eins dieser Kinder auf unbeschreiblich grauenvolle Weise „geopfert". Sie wurden allmählich qualvoll verstümmelt und gegessen.

Die Angehörigen der Odin-Sekte beherrschten, wie mir später klar wurde, den Drogenmarkt (Opium, LSD, Marihuana, Kokain, Heroin) in einem weiten Umkreis innerhalb Süddeutschlands. Wir mussten bei dem, was mit diesen drei Kindern geschah, zusehen und auch mitwirken und wurden selbst vergewaltigt, gequält und gedemütigt.

Dieses Erlebnis veränderte in unserer Psyche sehr viel. Wir hatten wie mechanisch und unter Zwang mitgewirkt. Aber zurück in unserem Internat dämmerte uns allmählich, dass wir aus diesem Umfeld nicht mehr lebendig herauskommen würden. Wir verstanden endlich: Was geschieht, hängt nicht von unserem Verhalten ab: Wir werden in jedem Fall gedemütigt, geschlagen, missbraucht, misshandelt und letzten Endes getötet.
Mein Bruder, Christian und ich beschlossen, uns auf Dinge, die wir in dem uns aufgezwungenen Wertesystem als ungerecht empfanden, nicht mehr einzulassen und die Schwächeren zu schützen. Wir wollten, wenn wir schon sterben mussten, wenigstens nicht auch noch in die Hölle kommen, sondern in den Himmel. Hier wirkte sich die Prägung des Gospel-Chores aus.

Von nun an versuchten wir, den Jüngeren ein bisschen Schutz

zu geben. Auch wenn wir wenig Möglichkeiten hatten, war es aus unserer Sicht viel, was wir taten. Ein Beispiel: Ein jüngeres Kind kam neu dazu und wurde von uns befehlsgemäß volluriniert. Im Anschluss gaben wir ihm aber saubere Kleidung und ermöglichten ihm, sich wenigstens mit dem Inhalt unserer Wasserflaschen etwas zu reinigen. Das war eine große Geste, denn wir hatten nur begrenzt Wasser – wenn die Toiletten nachts verschlossen worden waren, kamen wir nicht mehr an Wasser heran.

Unsere eigene Situation besserte sich, nachdem ich den Koller-Sohn tödlich verletzt hatte. Ich galt als Killer, und mir wurde gesagt, ich sei jetzt „reif". Ich wusste nicht, was das bedeutet, und vermutete, ich solle jetzt abgeschlachtet werden. Mein Bruder und ich versprachen uns gegenseitig, uns nach Möglichkeit einen schnellen Tod zu geben, wenn wir zu Tode gequält werden sollten.

* * *

Unser Zuhälter Falk sagte den fünf Motocross-geschulten Kindern, zu denen ich gehörte, aber nicht mein Bruder Luca, er habe eine erfreuliche Nachricht für uns: Wir könnten jetzt auch Kurierfahrten unternehmen. Wir suchten per Motorrad alle Geschäfte und Firmen auf, die Schutzgeld bezahlen mussten. Bei jedem Schutzgeldpflichtigen stand ein Aquarium, und anhand der Zahl großer und kleinerer Fische wussten wir, welche Summe wir eintreiben mussten. Gleichzeitig konnten wir auch kein Geld abzweigen, weil die Summe anhand der Fische ja bekannt war. Den Betreibern der Restaurants und Bars zeigte man Videoausschnitte davon, wie wir andere Kinder umbrachten, und

vermittelte ihnen, wir würden bei jedem Mogelversuch eiskalt auch ihre Kinder töten. Wir wussten das nicht und wunderten uns immer, warum die Schutzgeldzahler sich uns gegenüber so distanziert, vorsichtig und übertrieben höflich zeigten.

Wir sollten den Tod des von mir getöteten Koller-Sohnes teuer – mit Geld – bezahlen, und deswegen wurden wir jetzt auch in den Drogenhandel eingeführt. Da wir Kinder nie kontrolliert wurden, konnten wir die Drogen auch leicht zum Beispiel bei Sportveranstaltungen auf die US-Kasernengelände schmuggeln. Wir arbeiteten also nicht mehr nur als Sexsklaven, sondern auch noch als Drogen- und Schutzgeldkuriere.

Durch diese Tätigkeit erfuhren wir, wer - auch von den US-Offizieren - drogenabhängig war, wer Schutzgeld zahlte, und wir begriffen nach und nach, dass unsere Besitzer gar nicht allmächtige Götter waren, sondern hörten Andere verächtlich über sie sprechen. 1994 wurden wir fünf in eine Baracke bei München umgesiedelt, um dort unsere Arbeit zu tun. Dort wurden wir nicht nur als Taschendiebe und Autoknacker ausgebildet, sondern auch dazu, die Qualität von Drogen zu unterscheiden und zu testen. Gleichzeitig ging der Missbrauch weiter.

Ein italienischer Restaurantbesitzer, den ich hier Rino nenne, behandelte uns mit etwas mehr Freundlichkeit, als wir gewohnt waren. Er hatte selbst drei Söhne im Alter von elf, neun und sieben Jahren und gab uns zu essen und zu trinken. Ihm schien klar zu sein, wie unser Leben aussah, und er versuchte, uns etwas Geborgenheit zu geben. Zum Beispiel bot er uns an, wenn wir einmal ein paar freie Stunden hätten, uns bei ihm am Fernseher zu entspannen und bei Bedarf seine Waschmaschine und Wäschetrockner zu benutzen.

Ausgerechnet Rino geriet jedoch in finanzielle Schwierig-

keiten und war bereits vier Raten in Rückstand. Da er so nett zu uns war, tat er uns leid. Wir wussten, dass ihm, wenn er nicht bald bezahlte, die Kinder geraubt werden würden. Falk begleitete uns beim vierten Versuch, das Schutzgeld zu kassieren, und sagte zu Rino: „Du weißt, die Richterin beim Jugendamt ist uns zugetan, wenn du nicht zahlst, haben die hier" (er wies auf uns) „bald neue Spielkameraden." Beim fünften Versuch, bei Rino abzukassieren, beschlossen wir Kinder aufgrund seiner großen Verzweiflung folgendes: Rino rief bei Falk an und sagte, er könne jetzt zahlen, aber er habe Kunden da, die eine Sexparty mit uns feiern wollten. Wir wussten aus unserer Arbeit, dass im BMW eines anderen Zuhälters in einer Tasche 15.000 DM lagen. Mit dem Alibi der Sexparty planten wir, dieses Geld zu stehlen und es Rino zu geben, damit seinen Kindern nichts geschah. In unseren Augen war dieser Diebstahl moralisch absolut gerechtfertigt. Wir simulierten sogar für die Videokamera eine Szene, die wie der Anfang einer Sexparty wirken sollte, bei der ich nach einigen Minuten die Kamera zerschlug.

Unser Plan ging auf, aber mein fingierter erneuter Ausbruch von Gewalttätigkeit führte dazu, dass ich zur Strafe als Dreizehnjähriger auf dem normalen Kinderstrich in einer süddeutschen Metropole anschaffen musste. Unser Kinderfreund Fritz (siehe S. 50) hatte sich mit Hilfe von erwachsenen Freunden aus dem örtlichen Schützenverein seines Dorfes aus der Szene befreit und uns schon lange gesucht, auch um seinem früheren Zuhälter Falk das Handwerk zu legen. Fritz war damals schon Neunzehn und Mitgliedsanwärter bei einer Rockerbande – seine Eltern, die der Justiz vertrauten, wussten von nichts.

Fritz hatte uns in München schon mehrmals auf dem Kinderstrich gesehen und kannte unsere Route als Kurierfahrer. Spä-

ter entdeckte er mich auf dem Straßenstrich und buchte mich als Freier, um sich mir zu erkennen geben zu können. Ich war erleichtert, sagte ihm aber auch, dass wir ständig beobachtet und bewacht würden. Diese Begegnung gab mir, obwohl sich meine Situation nicht verbesserte, ein Gefühl von Geborgenheit und Verstandenwerden. Es gab da jemanden, der von uns wusste und dem wir nicht egal waren. Von Fritz erfuhr ich auch, dass eine Sonderkommission der Polizei unserem Zuhälter Falk bereits auf der Spur war.

Das Gefühl größerer Sicherheit ermutigte mich, bewusst Spuren zu legen, anhand derer wir auffindbar sein würden. In meiner Naivität ritzte ich in die verschiedenen Baubaracken, wo wir untergebracht waren, oder in Häuserwände und Stromkästen mit einem Stein oder Nagel mein persönliches Zeichen ein. Natürlich hat nie jemand diese Zeichen wahrgenommen, aber mir gaben diese kleinen Aktionen Auftrieb. Ich begann zu hoffen.

Den Straßenstrich in verschiedenen süddeutschen Städten, der mir zur Strafe auferlegt worden war, erlebte ich übrigens als harmloser und weniger pervers als meine Arbeit im sogenannten Edelboys-Bereich. Die Kunden konnten sich meistens nur Oralverkehr oder einfachen Analverkehr leisten und mussten danach gleich wieder gehen. Die ständigen Demütigungen, Beschmutzungen mit Fäkalien und Urin, Herumlaufen mit Stachelhalsband wie ein Hund, Mädchenkleidung usw. blieben mir auf dem Straßenstrich überwiegend erspart.

Heute erkenne ich, dass ich für meine Zuhälter damals doppelten Gewinn brachte, einmal als Kurierfahrer und dann noch als Stricher. Christian arbeitete in der gleichen Weise wie ich. Mein Bruder Luca hatte ja, statt Motocross-Rennen zu fahren, Eishockey gespielt und wurde daher neben der Stricher-Arbeit

nur für fußläufige Kurierdienste eingesetzt. Ich sah ihn selten, da er meist in anderen Städten eingesetzt wurde als ich. Aber ich wäre ohne ihn nie geflohen, und man konnte mich immer mit dem Hinweis unter Druck setzen, dass es meinem Bruder schlecht ergehen würde, wenn ich mich widersetzte.

***

Bei meiner Arbeit als Drogenkurier war ich einmal auf einer Tour von Günzburg nach München unterwegs. Aus Vorsichtsgründen wählte ich eine Route über abgelegene Waldwege. Als ich über einen Feldweg eine Wiese entlang fuhr, wäre ich beinahe mit einem Pfarrer zusammengestoßen, der in seiner langen schwarzen Soutane unterwegs war. Ich konnte gerade noch ausweichen, stürzte aber mit meinem Motorrad, wobei die Heroin- und Koksbeutel in meinem Rucksack und meiner Gürteltasche aufplatzten. Auch die kleinen Tütchen, die ich den Hosentaschen verstaut hatte, platzten auf. Ich hatte drei Kunden zu beliefern, einen Großkunden mit dem Inhalt des Rucksacks, einen anderen mit dem Inhalt der Gürteltaschen und einen türkischen Privatabnehmer namens Ali mit den Kleinmengen in der Hosentasche. Ali war gleichzeitig unser Bezirkskoordinator im Auftrag von Falk, er erstellte die Planung für Kurierfahrten und Stricherarbeit, ein sehr perverser und gewaltbereiter Mann.

Meine Maschine lag in der Wiese, auch der Pfarrer stürzte, und ich hatte ziemlich schlimme Schürfwunden davon getragen, da ich an dem warmen Junitag ohne meine Motocross-Schutzkleidung unterwegs gewesen war. Ich rappelte mich auf und fragte den älteren Herrn, ob alles in Ordnung sei, was er bejah-

te. Ich stellte mein Motorrad wieder auf – es war ein leichtes Kindermotorrad mit 76 ccm, das uns US-Kindern aber ab dem 12. Lebensjahr tatsächlich für den öffentlichen Straßenverkehr freigegeben war. Ich wusste, dass die Maschine jetzt erst eine Weile ruhig stehen musste, bevor ich sie wieder problemlos würde starten können.

Der Pfarrer traute verständlicherweise seinen Augen nicht und begann sich mit mir zu unterhalten. Er wollte meine Eltern benachrichtigen, lud mich ein, bei sich zu Hause meine Wunden zu versorgen und zeigte sich insgesamt rührend besorgt. Ich gab ihm ausweichende Auskunft und ließ mich von ihm auch nicht anfassen, um meine Wunden zu reinigen. Um von mir abzulenken, wies ich ihn auf seine verdreckte Soutane hin und entschuldigte mich nochmal. Wir setzten uns im leuchtenden Abendsonnenschein auf eine Bank. Ich hatte ein solches Naturschauspiel, in dem alles rötlich-golden aufleuchtete, noch nie bewusst wahrgenommen. Nun flog auch noch ein großer Greifvogel vorbei – ich war hingerissen, was den Pfarrer, wie ich später erfuhr, sehr anrührte. Mir waren seine bohrenden Fragen sehr unangenehm. Daher erhob ich mich nach dem kurzen Begeisterungsmoment auf der Bank schnell wieder und kümmerte mich darum, mein Motorrad in Gang zu bringen. Als es endlich ansprang, brauste ich erleichtert davon. Der Pfarrer spürte natürlich, dass etwas mit mir nicht stimmte, und benachrichtigte, wie ich später erfuhr, die Polizei von seiner merkwürdigen Begegnung.

Sowie ich mich sicher fühlte, hielt ich wieder an und untersuchte meine Ladung auf Schäden. Das schockierende Ergebnis: Es war ein beträchtlicher Schaden entstanden. Ich fuhr daher nicht wie vorgesehen meine Route weiter, sondern zu einem „sicheren Platz“, wo ich Ali kontaktieren konnte – Handys gab es ja noch

nicht. Ali kam sofort her. Ihm war egal, wie meine Schürfwunden aussahen – die von ihm bestellte Menge war auf dem Feldweg verteilt. Er gab mir ein paar Fausthiebe in die Magengrube und trat mit dem Fuß noch einmal nach, bis ich röchelnd am Boden lag. Dann zog er mir meine Jeans aus und zerschnitt die Taschen, um sicherzugehen, dass er alle Restchen noch erwischte.

Das Motorrad blieb stehen; ich musste in sein Auto einsteigen. In einem Lagerhaus bei Augsburg wurde alles umgefüllt und neu verpackt. Auch Falk war anwesend sowie Leute von der Odin-Sekte, um den Schaden zu begutachten. Ali begann wieder, mich zu schlagen und herumzuschubsen. „Das hast du mit Absicht gemacht! Und es wird dich noch teuer zu stehen kommen!" Dabei stieß er mich immer hin und her, warf mich zu Boden, schlug mich usw. Er steigerte sich in einen solchen Wutrausch hinein, dass er sogar sein Messer zückte. Ich lag auf dem Boden. Ali packte mich mit einer Hand, riss mich hoch und wollte mich gegen die Wand schleudern. In diesem Augenblick stieß ich mich mit beiden Händen von der Wand ab und trat ihn. Er verlor den Halt, kippte um und knallte mit dem Kopf auf eine Europalette. Er brach sich tatsächlich das Genick und war nach wenigen Sekunden Zappeln tot.

Wieder waren alle, wie auch ich, vollkommen geschockt. Ich fühlte mich sofort wieder schuldig. Was hatte ich nur wieder angerichtet, und welche Folgen würde das für mich, meinen Bruder und die anderen haben?

Falk schloss mich in sein Auto ein – vermutlich um seinen kostbaren Sklaven vor dem Zorn der anderen zu schützen – und sprach noch etwa eine halbe Stunden mit den übrigen Anwesenden. Danach wurde ich zum ersten Mal seit sehr langer Zeit wieder in meine allererste „Heimatkaserne" gebracht, wo meine

Stiefmutter immer noch stationiert war. Sie war nicht da, aber ich wohnte in ihrem Haus und wurde von der Haushälterin versorgt. Hier hatte man unsere Fahnenentehrung nicht vergessen, was ich bitter zu spüren bekam. Die anderen Ami-Boys wollten nichts mit mir zu tun haben, sondern spuckten auf den Boden oder wechselten die Straßenseite, wenn sie mich sahen.

Die thailändische Haushälterin hatte einen Sohn namens Wong, der wie ich zwölf Jahre alt war. Ihr tat es leid, wie allein ich war, und Wong nahm mich mit zu seinen muslimischen Freunden, mit denen ich mich auf Anhieb wohl fühlte. Dort durfte ich, wenn auch nur eine Woche lang, einfach nur Kind sein – die Kinder übten Breakdancing und ließen mich mitmachen. Es mag verwunderlich klingen, dass ich das Kasernengelände verlassen durfte, aber Falk wusste, dass ich mich lammfromm verhalten würde, schon allein um meinem Bruder nicht zu schaden. Die Haushälterin wusste jederzeit, wo ich war. Außerdem stellte sich später heraus, dass die gesamte Breakdancegruppe ebenfalls in den sexuellen Diensten von Falk stand, nur außerhalb des militärischen Umfeldes. Aber das wusste ich nicht, ich genoss nur das Breakdancetraining und erlebte diese Woche wie einen herrlichen Urlaub.

Am Ende dieser Woche wurde ich nach Süddeutschland in ein altes Abrisshaus gebracht, wo ich endlich auch Christian und meinen Bruder sowie etliche der noch lebenden Jungen aus unserer Internatsgruppe wiedertraf.

Von nun durften wir die Motorrad-Kurierfahrten nur noch in Vierergruppen machen, das heißt zwei Fahrer mit Beifahrern – ich fuhr mit meinen Bruder. Dies wurde uns als Belohnung hingestellt, und wir sollten brav sein, sonst würde uns dieses Privileg wieder genommen. In Wirklichkeit hatten nach Alis Tod heftige

Revierkämpfe und interne Bandenkriege unter den verschiedenen Dealergruppen begonnen, so dass unsere Kurierfahrten gefährlicher wurden. Ich war als „Killer" bereits gefürchtet, ich hatte ja nicht nur andere Kinder „auf dem Gewissen", sondern sogar schon zwei Erwachsene umgebracht, und nun war sogar noch mein Bruder bei mir. Die Leute sollten Angst vor uns haben.

Als Kurierfahrer erfuhren wir zunehmend, wie viele Feinde Falk hatte, und gewannen immer besseren Überblick über die Vernetzungen zwischen Kinderstrich, Waffen- und Drogenhandel. Wir bekamen auch mit, dass viele der Kunden gar nicht mit dem einverstanden waren, was mit uns Kindern geschah. Dies alles waren Bausteine dafür, dass wir begannen, Auswege für möglich zu halten und Fluchtpläne zu schmieden.

Wir mussten unsere Stützpunkte und Kunden pünktlich anlaufen und wurden ständig überwacht. Aus unserer kindlichen Sicht heraus versuchten wir einen Plan zu entwickeln, in dem auch unser militärisches Training erkennbar war: Wir wollten nur alle vier entkommen, „keiner geht alleine". Und wir wollten kein anderes Kind in Gefahr bringen. Wir legten ein Tagebuch an, wo wir notierten, wann wir wo sein mussten und wo es Möglichkeiten gab, Zeit einzusparen. Natürlich wurden die Routenänderungen gleich bemerkt und die Pläne entsprechend angepasst, so dass wir noch weniger Spielraum hatten als vorher – wir waren einfach erst zwölf, und der Überblick fehlte uns. In dem Tagebuch schrieben wir immer weiter. Keiner unserer Pläne ließ sich je verwirklichen, aber wir waren mit hoffnungsvollen Überlegungen beschäftigt, was uns stärkte.

***

Im August dieses Jahres arbeitete ich gerade in zwei Stadtteilen einer süddeutschen Großstadt, im einen als Stricher, im anderen als Drogenkurier. Dort hatte ich mir gerade eine Cola gekauft, während ich auf einen anderen Kurierjungen wartete. Plötzlich stand mir Olcai gegenüber, einer der Jungen, mit denen ich Breakdance geübt hatte – er war der Kurier, auf den ich warten sollte. Von ihm erfuhr ich, er sei nur zur Aushilfe da, weil der eigentliche Kurierfahrer zusammen mit seinem Bruder bei einem Snuff-Video eingesetzt wurde. Wir alle wussten: Es war nie vorhersehbar, ob ein Kind von einem solchen Einsatz lebend zurückkam. Ich war geschockt, dass auch die Kinder, mit denen ich so schöne entspannte Tage verbracht hatte, in einer ähnlichen Situation waren wie ich. Andererseits konnte ich mit Olcai jetzt über alle diese Dinge reden, was mir sehr gut tat. Am nächsten Wochenende wurden wir zu unserer Bestürzung alle in dem Hotel im Süden Bayerns untergebracht, wo das Snuff-Video gedreht werden sollte.

Die Breakdance-Gruppe, bei der ich mit dabei sein durfte, musste erst tanzen und später nur mit Lederstiefeln bekleidet Speisen und Getränke servieren. Mir fiel die Aufgabe zu, den beiden Brüdern, deren Hinrichtung für ein Snuff-Video bevorstand, ihre letzte Mahlzeit zu bringen. Zu meinem Schrecken kannte ich die Brüder bereits – sie waren damals bei dem Schlachtfest der Odin-Sekte neben mir auf dem Stein angebunden gewesen. Jetzt war ihr Tod besiegelt, sie waren zwölf und neun.

Nun kommt Rino wieder ins Spiel, dem wir geholfen hatten, seine Kinder zu behalten. Er hatte damals die Gegend verlassen und lebte, wie wir wussten, ganz in der Nähe des Hotels, in dem wir uns jetzt befanden. Als Bedienung konnte ich mich in den

Räumlichkeiten bis zur Küche frei bewegen. Damit bot sich uns vieren in diesem Haus erstmals eine Fluchtmöglichkeit: Wir hätten über die Küche und die Müllcontainer aufs Dach und runter ins Freie gekonnt. Das Problem war nur: Wir waren nackt. Da die Kleider der Opferkinder noch versteigert werden sollten, waren sie vollständig angezogen.

Ich dachte ehrlich gesagt zunächst nur an meinen Bruder und mich und die anderen unserer Vierergruppe. Ich erklärte den beiden Opferkindern, sie könnten fliehen, aber dafür würde ich ihre Kleider brauchen, denn alle anderen seien nackt, weswegen sie mit Kleidern nicht mal durch den Flur kämen. Die Beiden zogen sich aus, wir pinkelten auf ihre Klamotten, um einen guten Grund zu haben, und legten sie zunächst im Flur auf den Boden. Dann „entsorgte" ich die Kleidung neben den Müllcontainern.

Ich meldete, dass die von mir betreuten Kinder in die Hosen gemacht hätten, neue Kleider brauchten und dass ich die alten bereits nach draußen geräumt habe, wo jeder sie neben dem Müllcontainer liegen sehen konnte. Mit den neuen Kleidern hätten wir dann vier Sätze Kleidung gehabt, und unsere Gruppe hätte fliehen können.

Mein Plan ging aber nicht auf, denn als ich den Kindern die neue Kleidung bringen musste, wurde ich von zwei Erwachsenen begleitet und konnte also nichts beiseite schaffen. Wir vier konnten nicht fliehen. Eine Flucht nur eines Teils unserer Gruppe war für mich aufgrund unserer starken Solidarität untereinander nicht denkbar. Aber für die zwei Opferkinder war jetzt der Weg frei: Sie konnten ihre neuen Kleider ausziehen und in unauffälliger Nacktheit in die Küche gelangen. Dann konnten sie im Hof die beschmutzten Kleider anziehen und über den Müllcontainer und das Dach zu Rino fliehen. Das erklärte ich ihnen.

Ich beschrieb ihnen, wo sie Rino finden würden und was sie ihm sagen müssten, damit er ihnen glaubt.

Die Flucht gelang den beiden tatsächlich, und offensichtlich hat Rino ihnen auch wirklich geholfen. Ich habe den Jüngeren viele Jahre später als Koch wiedergetroffen. Zu sehen, dass meine damalige Entscheidung richtig war, hat in mir viel heilende Dankbarkeit in Gang gesetzt.

* * *

Aber wir anderen steckten jetzt in großen Schwierigkeiten, denn zumindest eine Teilschuld am Verschwinden der Beiden wurde mir und damit wie immer gleich uns vieren angelastet. Ich hatte die Geflohenen ja betreut. Wir wurden mit Stockhieben und Peitsche traktiert. Natürlich musste jeder Schlag von den Kunden bezahlt werden. Mir wurde der Penis mit einem Nagel an einem Tisch festgenagelt, und wir mussten alle möglichen schweren Quälereien über uns ergehen lassen. In den nächsten Tagen waren wir aufgrund unserer Verletzungen nicht mehr für Kurierfahrten und Straßenstrich einsetzbar und wurden wieder in unser „altes" US-Internat zurückgebracht. Wir waren dort monatelang nicht gewesen – auch wenn wir nach Aktenlage das Internat nie verlassen hatten und mittelprächtige Schüler waren. Einer der Betreuer nutzte unseren schwer verletzten und hilflosen Zustand aus, um uns immer weiter zu demütigen, zu quälen und sexuell zu misshandeln. Besonders genoss er es, dass mein Bruder und ich gegenseitig zuschauen mussten, wie der andere gequält wurde.

Am nächsten Morgen war ich so wütend, dass ich aus unse-

rem Geheimversteck (eine kleine Öffnung in einer Wand unter einem Fenster, die von einem Schreibtisch mit Rückwand verdeckt wurde) drei Dosen Ravioli holte. Wir bunkerten immer Essen, wo wir konnten, da wir wenig zu essen bekamen – die Kunden wünschten uns gertenschlank.

Ich steckte die drei Dosen in einen Kopfkissenbezug und lauerte dem sadistischen Betreuer auf. Er öffnete die Tür, bewegte sich auf das Bett meines Bruder zu und ging unter meinen Schlägen mit der Kopfkissenwaffe zu Boden. Nun war ich im Wutrausch und habe immer wieder zugeschlagen. Irgendwann zerriss der Kopfkissenbezug, die Dosen kullerten durch den Raum, und vom Kopf des Betreuers war nicht mehr viel erkennbar.

Diese Tat bewirkte einen extremen Schock bei allen Umstehenden – nicht nur mein Bruder war im Schlafsaal, sondern auch die anderen Jungen. Ich selbst stand wie betäubt – mir war, als hätte die Zeit kurzfristig stillgestanden. Nun kamen andere Betreuer der Schule herein. Als die sahen, was ich angerichtet hatte, wurden wir alle sofort aus dem Schlafsaal entfernt und ohne Bewacher in die Turnhalle eingesperrt. Wir duschten zunächst alle heiß und genossen die Wohltat. Alle Blicke ruhten immer wieder auf mir, und es herrschte auch unter uns Totenstille, obwohl wir ja frei hätten reden können, da kein Bewacher zugegen war. Wie so oft passierte zunächst nichts Außergewöhnliches. Ich wurde öfter für SM-Buchungen freigegeben und daher mehr misshandelt, aber es gab keine Aussprache oder offizielle Bestrafung. Dies war natürlich für uns alle umso schlimmer, weil wir in ständiger Spannung und Erwartung des Strafgerichtes lebten. Übrigens waren bei den SM-Buchungen erstmals mehr Frauen als Männer unter den Kunden. Sie spielten Spiele wie „Wie viele High Heels passen in den Hintern eines einzigen Jungen?“ Vie-

len von uns wurden auch die Hoden genommen, sie galten als besondere Delikatesse.

Aus meiner zwölfjährigen Sicht war mir klar: Mein Weg zum Himmel ist jetzt komplett verbaut. Wenn ich sterbe, komme ich unweigerlich in die Hölle. Ich isolierte mich gedanklich von meinen Kameraden, denn die konnten noch ins Himmelreich gelangen – für mich war das Spiel aus. Ich geriet innerlich in eine Märtyrerhaltung, bei der es für mich darum ging, den anderen ihren Weg zum Himmel offenzuhalten.

Von nun an stellte ich mich öfter vor die anderen – jeder Schlag, den ich erhielt, traf nicht die anderen, jede Misshandlung, die mich traf, verschonte die anderen. Ich war so voller Schuldgefühl, dass ich die Schläge nicht mehr als unverdient empfand – sie machten für mich jetzt Sinn. Der einzige Sinn, den mein Leben noch haben konnte, war, die anderen, denen der Weg zum Himmel noch offen stand, vor der Hölle zu bewahren. So griff auch hier die Gehirnwäsche, von Schuld und Sühne, die meine Erziehung oder besser Dressur durchzogen hatte.

***

Mein Fahrtstil beim Motocross veränderte sich ebenfalls: Der aufgestaute Hass entlud sich in immer rabiateren Manövern. Ich wollte meinen Todestag gern selbst bestimmen und nicht von „denen“ nach ihren Plänen abgeschlachtet werden. Dementsprechend fuhr ich immer waghalsiger, bis ich nach einem schweren Unfall bei einem Hallen-Motocross-Rennen mit zwei Haarrissen in der unteren Lendenwirbelsäule im Rollstuhl landete – meine Hände waren frei beweglich, aber ich konnte mei-

ne Beine nicht mehr fühlen.

Eric Duke sprach sich gegen eine Wirbelsäulen-OP aus und ließ mich in eine Spezialklinik bringen. Dort lernte ich im Verlauf von zweieinhalb Monaten wieder laufen. Da ich auch im Schlaf sprach, war dem behandelnden Professor klar, dass psychosomatische Faktoren mitspielten und ich im Grunde nicht mehr hatte laufen wollen. Er wollte Näheres wissen und ahnte, dass es um Missbrauch ging. Ich wich ihm zunächst nur aus und bekam Wutanfälle, wenn er nachbohrte. Schließlich packte ich teilweise aus und machte ihm gleichzeitig meine kindliche Überzeugung klar: Wenn ich nicht ins Internat zurückkehrte, würde es acht anderen Jungen schlecht ergehen. Ich war so von dem mir eingedrillten Prinzip „Niemand geht allein" durchdrungen, dass ich meinen Bruder und die anderen einfach nicht zurücklassen konnte. In dieser Zeit in der Klinik erreichte mich die Nachricht, dass mein Adoptivvater John im Irak gefallen sei. Ob das stimmt, weiß ich bis heute nicht.

Der Professor ließ mich schlussendlich in meine Hölle zurückkehren. Ich weiß nicht, ob dies auf mein Betteln hin geschah, ob er nachgab, weil er merkte, dass ich mich so in meinen Wunsch reinsteigerte, dass mein Bein wieder anfing zu lahmen, oder ob er von Polizei, Militär oder sonstwem unter Druck gesetzt wurde. In jedem Fall erfuhren auf diese Weise natürlich auch Polizeikreise, die in den kriminellen Netzen mit drin hingen, dass ich „gesungen" hatte. Als ich ins Internat zurückkehrte, war es daher bereits beschlossene Sache, dass ich bei der Produktion eines Snuff-Videos sterben sollte. Ich wurde vorher noch bei anderen „normalen" Missbrauchs-Videos eingesetzt und stellte fest, dass ich bei den missbrauchten Kindern zu einer Art Heldenfigur geworden war. Ich glaubte, man wolle mich deswegen

hinrichten, um diesen Heldenmythos zu zerstören. Nüchtern betrachtet war ich aufgrund meiner Wutausbrüche einfach ein zu hohes Sicherheitsrisiko geworden. Außerdem war die Polizei auf mich aufmerksam geworden und wollte mich auf ihre Weise wie eine Art Lockvogel und Spitzel benutzen. Bei meiner Arbeit als Stricher hatte es ja vorher schon Kontakte zu als Kunden getarnten Ermittlungsbeamten gegeben. Ich erkannte sie nach Fritz' Ankündigung an ihren hellblauen Schuhbändern und vertraute ihnen. Der Arzt hatte für die Polizei ein vollständiges Persönlichkeitsprofil von mir erstellt. Das Problem bei diesen gutgemeinten Ermittlungsarbeiten war wie immer, dass es in den Polizeistrukturen überall Kräfte gab, die an den Mafia-Aktivitäten von Falk beteiligt waren oder auf seiner Bestechungsliste standen. Die hochmotivierten „ehrlichen" Polizisten wurden immer wieder kaltgestellt.

Ich fühlte mich durch die Verehrung der anderen Kinder in meiner ungesunden Märtyrerrolle bestärkt. Als wir einmal wieder in ein altes Brauereigemäuer in Süddeutschland gebracht wurden, glaubten wir an eine „normale" Filmproduktion.

Fünf von uns – mein Bruder Luca war nicht dabei – wurden in einen Raum mit großer Pokerrunde gebracht. Einige der damals dort anwesenden Männer saßen lange im Bundestag. Anwesend war auch ein Polizist, dem später trotz erwiesenem 54fachem Missbrauch von Kindern lediglich „homosexuelle Abartigkeit" bescheinigt wurde.

Zunächst wurde um unsere Kleider gepokert, dann wechselten wir je nach Verlauf des Pokerspiels die Besitzer. Als besonderer Höhepunkt wurde darum gespielt, wer der Anwesenden mich seinem eigenen, schriftlich eingereichten Drehbuch gemäß zu Tode bringen durfte. Die verschiedenen Varianten wurden in

meiner Gegenwart vorgelesen, und man weidete sich an meinen Angstreaktionen. Die Vorschläge waren von ausgesuchter Bestialität - lediglich ein Polizist wollte meinen Tod dazu benutzen, die in seinem Bezirk störenden Aktivitäten der dortigen Rockergruppe einzudämmen. Er wollte der Rockergruppe den Missbrauch und den für mich geplanten Kindermord (ich war noch dreizehn) in die Schuhe schieben.

Das Pokerglück war mir hold – zur Enttäuschung vieler gewann ausgerechnet dieser Polizist. Die anderen bestanden zum Ausgleich für das ihnen entgehende Schauspiel eines besonders qualvollen Sterbens darauf, jetzt sofort bei der Umsetzung des „Drehbuches“ mitwirken zu dürfen. Es begann mit Massenvergewaltigungen, das volle Programm von „Kaviar und Natursekt“ in meinen Mund, ich wurde gepeitscht, denn mein Körper musste jetzt nicht mehr geschont werden. Bei dieser Gelegenheit wurde mir auch eine Rippe angebrochen. Irgendwann waren die Schmerzen so unerträglich, dass ich das Bewusstsein verlor und die gepeinigte Seele den Körper verließ. Ich sah nur noch wie aus der Vogelschau, wie mein Körper misshandelt wurde. Dann wurde ich wie zurückgesogen in meinen Körper und spürte die Schmerzen wieder. Ich war nicht mehr gehfähig, man trug mich nackt in einen VW-Bus, wo ich wieder einschlief oder bewusstlos wurde.

Als ich das nächste Mal aufwachte, zog man mich unsanft aus dem Kofferraum. Dann steckten meine Folterer mir eine Bierflasche in den Anus und zerschlugen sie mit dem Hammer, so dass mein Anus voller Glasscherben steckte. An einem Feldweg, der an einen kleinen Wald grenzte, warfen sie mich eine Böschung hinunter, ich hörte wie aus weiter Ferne Schüsse und spürte einen stechenden Schmerz im Rücken. Ich hätte geschworen, nur einmal getroffen worden zu sein, aber es steckten zwei Kugeln in

meinem Schulterblatt. Das letzte, was ich hörte, war: „Schnell weg, da kommen welche.“ Ich dachte an meinen Bruder und wie es ihm ohne mich ergehen würde. Dann hörte ich nur noch das Quaken einer Kröte und glaubte, dies sei meine Sterbestunde.

***

Als ich drei Tage später erwachte, lag ich bäuchlings auf einem Küchentisch. Einer der Rocker hatte neben dem Graben angehalten, um zu pinkeln, und mein Röcheln gehört. Die Rocker handelten an mir wie gute Engel. Sie brachten mich nicht ins Krankenhaus, sondern operierten mir die Kugeln und Scherben auf dem Küchentisch heraus. Ich war, wie sie mir erzählten, zwischendurch kurz aufgewacht und hatte sie vor der Falle, in die sie tappen sollten, gewarnt. In der Folge päppelten sie mich wieder auf. Da ich aufgrund der Schulterverletzungen völlig hilflos war, erlebte ich nun zum ersten Mal, wie wildfremde und wüst aussehende (und riechende) Männer mir den Hintern abwischten, mich wuschen usw., ohne dass es zu Missbrauchshandlungen kam. Im Gegenteil, es war ihnen peinlicher als mir. Diese Rocker hatten mit Zuhälterei und Waffen- sowie auch Drogenhandel zu tun, aber Kinderschändung war bei ihnen ein Tabu. Die große Überraschung: Ausgerechnet in dieser Rockergruppe war unser Jugendfreund Fritz (siehe Seiten 50 und 84) Mitgliedsanwärter.

Es dauerte ein Jahr, bis ich körperlich wieder halbwegs fit war. Ich wollte mich natürlich erkenntlich zeigen und gab ihnen alle Informationen, die ich über Falks Revier hatte, seine Schutzgelder, seine Methoden, die von ihm abhängigen Militärs und Politiker, wie man Drogenqualität erkennt usw. So half ich ihnen

erheblich, und der Deal war: Sie sollten mir dafür helfen, meinen Bruder und meine Freunde zu retten. Dass nun nicht mehr mein Körper, sondern mein Wissen wichtig war und gebraucht wurde, gab mir ein ganz neues Selbstwertgefühl. Gleichzeitig hatte ich über die Rockergruppe nun auch die Möglichkeit, mich an einzelnen besonders sadistischen Kunden zu rächen. Denjenigen, die mir geholfen hatten, wie Rino, konnte ich helfen, dem Einflusskreis von Falk zu entgehen.

Für die Pädoszene galt ich als tot. Ich nahm nun den Namen von Fritz an, weil zwischen uns trotz des Altersunterschiedes eine große Ähnlichkeit bestand. Mit seinem Jugendfischereipass, auf dem er mir zum Verwechseln ähnlich sah, zog ich durch die Gegend und gab mich als Fritz aus. Der richtige Fritz wurde in der Rockerszene nur „Shadow" genannt, und die meisten kannten seinen bürgerlichen Namen nicht einmal. Für Fritz war der Vorteil, dass er mich als Alibi verwenden konnte. Da Fritz Führerschein besaß, konnte ich, obwohl ich ja eigentlich erst 14 war, mit seinem Auto unterwegs sein und bei Polizeikontrollen mithilfe des Jugendfischereipasses nachweisen, dass ich Fritz war und Führerschein besaß.

Ich wohnte damals unter dem Namen Fritz in einem Kolping-Wohnheim in einer süddeutschen Stadt. Als ich mir eines Tages in mein Zimmer einen Telefonanschluss legen lassen wollte, begegnete mir in Gestalt des Fernmeldetechnikers Fred der Mann wieder, der uns einst als Taxifahrer von der Kaserne zu unseren Einsätzen bei dem bekannten süddeutschen Knabenchor gefahren hatte. Wir hatten uns immer gut mit ihm verstanden, aber von unserem wahren Schicksal wusste er nichts.

Ich freute mich, ihn wiederzusehen, und von nun an blieben wir in Kontakt. Fred spürte zwar, dass ich ihm so einiges

verheimlichte und ihn auch anlog, ging aber darüber hinweg und wurde für mich im Laufe der nächsten Jahre wie ein liebevoller, fürsorglicher Vater. Er brachte mich in eine freikirchliche Gemeinde und ich hatte plötzlich, wie bei der *Gospel Church*, mit wohlwollenden Menschen zu tun, die nichts von meiner Geschichte ahnten und mit denen ich in ihrem Gottesdienst unbeschwert singen und tanzen konnte. Für sie war ich der Fritz, und obwohl sie mich für neunzehnjährig hielten, konnte ich bei ihnen ein Stück Kindlichkeit nachholen.

Die Aufspaltung meiner verschiedenen Identitäten war aber auch kompliziert. Ich war der vierzehnjährige Domenico. Ich war aber auch Fritz, der bei der Rockergruppe aktiv war und ich war Fritz, der bei den freien Christen sang.

Die Rocker nahm meine hilfreichen Dienste zwar gern entgegen, vertrösteten mich mit meinen Bitten um Befreiung für meinen Bruder und meine Freunde aber immer wieder. Mir lief die Zeit davon, denn spätestens mit sechzehn Jahren werden die allermeisten dieser Kinder geopfert, weil sie dann als zu alt und nicht mehr süß genug gelten. Ich suchte Leute wie Rino auf, die mir einen Gefallen schuldig waren. Ich hatte ein Auto, ich konnte mich frei bewegen, ich hatte den Schutz der Rockergruppe und fühlte mich halbwegs sicher. Ich versuchte nun ein Netz aus Leuten zu knüpfen, die ich zu mobilisieren hoffte, weil sie mir aus meiner kindlichen Sicht etwas schuldeten. Alle waren dankbar und freundlich, aber bewegen konnte ich wieder nichts. Die Zeit verrann, meine innere Ungeduld wuchs.

Damals wurden einige der großen süddeutschen US-Kasernen im Zuge der Abrüstung aufgelöst, und viele Tausende US-Soldaten kehrten in die USA zurück. Sie konnten ihre schicken „Ami-Schlitten" nicht mitnehmen und inserierten sie reihenwei-

se in den Zeitungen. Ich antwortete auf das Inserat, mit dem ein 1978er Camaro von Chevrolet in der Nähe meiner Freichristengemeinde für 500 DM angeboten wurde, und ich kaufte ihn als Fritz Beltzmann. Der Verkäufer, ein US-Seargant, erkannte mich sofort wieder und sagte: „Es tut mir leid mit deiner Mutter". So erfuhr ich, dass sie soeben gefallen war. Ich bekam Panik, denn wenn das US-Militär mich jetzt in die USA abschieben würde, würde ich meinen Bruder nicht mehr retten können. In meiner Not beschloss ich, mich an den Mann zu wenden, den ich für den Retter und Wohltäter meiner Kindheit hielt: Eric Duke.

Eric, der ja immer noch offiziell mein Manager war und mich gerichtlich vertreten hatte, fiel aus allen Wolken, als er mich wiedersah. Ich meldete mich als Domenico auf dem US-Konsulat und verlangte ihn wegen meines neuen Status als Vollwaise zu sprechen. Den offiziellen Unterlagen zufolge ging ich ja immer noch in dem Elite-Sportinternat zur Schule und hatte den Gebäudekomplex nicht verlassen. Mein Nachfolger bei dem Knabentrio in England hatte unter demselben Namen weitergesungen, der für mich benutzt worden war. Ich konnte also keinen Bereich meiner Identität nachweisen – wie ich mich auch drehte und wendete, es klang immer unglaubwürdig. Ich verließ mich voll auf Eric, zeigte ihm meine Narben und erzählte ihm endlich alles, was mir widerfahren war. Er erklärte mir, meine Halluzinationen seien eine ernstzunehmende Erkrankung, die wohl mit meinem Motorradsturz zusammenhänge. Er zeigte mir die Akten meines ununterbrochenen Schulbesuches, so dass ich tatsächlich an meiner Realitätswahrnehmung zu zweifeln begann. Ich hätte Eric fast geglaubt – stutzig machte mich nur, wieso mein „halluziniertes" Wissen den Rockern so hilfreich sein konnte. Ich ließ diesen Zwiespalt so stehen und ärgerte mich nur,

dass Eric mir offenbar nicht genug vertraute, um mir mehr zu glauben als den Akten.

Eric empfahl mir, eine deutsche Gastfamilie zu finden und einen Deutschen, der für mich die Vormundschaft übernehmen würde – dann könnte ich auch nach Abzug der US-Truppen in Deutschland bleiben. Fritz' Mutter und seine Schwester nahmen mich auf, und mein väterlicher Freund Fred übernahm die Vormundschaft. Fred wusste nach wie vor nichts von den Abgründen in meinem Leben.

Anhand dieser Erfahrung wurde mir jedoch sehr deutlich, dass ich in Bezug auf die Rettung meines Bruders auf mich selbst gestellt war, denn wenn nicht einmal Eric Duke bereit war, mir zu glauben, von wem konnte ich dann Hilfe erhoffen?

***

Ich begann also, nach meinem Bruder und unseren Freunden zu recherchieren. Ich hoffte, ihn bei einem der Sportwettkämpfe zu finden, die ja außerhalb der Kasernen stattfanden, aber da die Kasernen ringsum ausgedünnt und geschlossen wurden, war Eile geboten. Über die Rockergruppe schloss mich einer Szene von Leuten an, die illegale Autorennen durchführte (und auch Drogen schmuggelte), und näherte mich in diesem Umfeld wieder dem Standort der NATO-Kaserne. Es kostete mich Mut, mich freiwillig wieder dem Einflussbereich von Falk zu nähern, aber ich hoffte, dass ich innerhalb der Straßenrennen-Szene unentdeckt bleiben würde.

Ich war ein guter Fahrer, und aufgrund meiner Verbindungen zu den US-Autos war ich auch ein guter Autoteile-Lieferant.

Da ich im Bereich der US-Army weiter als Domenico agierte und somit noch nicht geschäftsfähig war, arbeitete ich mit einem Erwachsenen zusammen, Charly. Auch Eric Duke benutzte mich weiter und sponserte mich sogar für die Rennen. Er verdiente wieder gutes Geld mit mir, die Rocker und Charlie ebenfalls – auch bei mir blieb Einiges hängen, aber natürlich der kleinste Teil. Zu dieser Zeit war ich so eingebunden in das Renngeschäft, dass ich mein eigentliches Ziel, die Befreiung meiner Kameraden, fast aus den Augen verloren hätte.

Aber da jetzt genügend Geld da war, entfiel auch das letzte Argument der Rocker, meinen Bruder und unsere Freunde nicht befreien zu können. Als trotzdem immer noch nichts geschah, fuhr ich im Mai 1996 auf eigene Faust per Motorrad ein paar hundert Kilometer in die Nähe der NATO-Kaserne, ohne mich bei den Rockern, den Freichristen und Fred abzumelden. Ich suchte an den alten Stricher-Plätzen. Da in diesem Bundesland gerade Wahlzeit war, entdeckte ich auf den reichlich aushängenden Wahlplakaten plötzlich lauter Gesichter, die ich aus meiner Zeit als Sex-Sklave kannte. Das schockierte mich zutiefst. Auf der Brücke, wo normalerweise die älteren Stricher stehen sowie die „Strafstricher“, die Mist gebaut haben, legte ich mich auf die Lauer. Ich fand zwar nicht sofort meinen Bruder, aber ich sah Falk unten mit seinem Cabriolet um die Ecke fahren. Ich folgte ihm mit meinem Motorrad und sah, in welchem Haus er über Nacht blieb. Ich beschattete ihn drei Tage lang, bis ich sicher war, dass dies sein Haus sein muss. Am vierten Tag entdeckte ich endlich, wo er meinen Bruder einsetzte, nämlich als Kurierläufer, vermutlich für Drogen. Luca trug immer noch die typische Stricherkleidung aus Marken-Jeans mit rot-weiß-grauen Globe-Skaterschuhen (devot, erfahren, macht bei allem mit, auch

wenn Blut fließt, und spurt bedingungslos).

Bei seiner letzten Übergabe unterhalb einer Eisenbahnbrücke gab ich mich ihm zu erkennen, indem ich oben auf der Brücke stand und unser Lied *Who'll come with me* (ein Song der Kelly Family) mit unserem US-Akzent sang. Luca erzählte mir später, man habe ihm zwar das Snuff-Video von meiner Folterung und Erschießung gezeigt, aber er habe trotzdem immer gespürt, dass ich noch am Leben sei. Als er dieses Lied hörte, schossen ihm erst die Tränen in die Augen, und dann spürte er riesige Wut, weil ich mich erst jetzt zu erkennen gab.

Ich folgte ihm weiter aus der Entfernung und färbte mir, um unsere Ähnlichkeit zu kaschieren, meine blondgefärbten Haare dunkel. Von den illegalen Straßenrennen her war ich mit einigen Sinti-Familien befreundet und tauchte jetzt bei einer dieser Familien in der Nähe des Hauses unter, in dem Falk wohnte. Hier besorgte ich mir auch Waffen für die von mir geplante Befreiungsaktion.

Mein Bruder war allerdings ca. 30 km weiter als Stricher und Kurier eingesetzt. In der Nähe gab es ein Schnellrestaurant. Es gehörte Tommi – der hatte früher bei der Verpflegung der Soldaten in der Kaserne gearbeitet und uns in unserer Kinderzeit immer mal wieder mit zusätzlichem Essen versorgt und uns Pizzen in das Ravioliversteck unserer Baracke gelegt. Tommi wusste, was mit uns geschah und hieß es nicht gut, hatte aber natürlich nie etwas unternommen, außer uns ab und zu Essen zuzuschieben. Als ich plötzlich vor ihm stand, erkannte er mich nicht. Ich trug sogar einen kleinen Klebebart, um mich unkenntlich zu machen, und bewarb mich zunächst als Fensterputzer bei ihm. Er bot mir eine Arbeit in der Küche an, weil meine Fensterputzkünste ihn nicht überzeugten, und fragte mich nach meinem

Klebebart. Erst nach drei Tagen kam Tommi auf mich zu und fragte, ob ich mit Luca verwandt sei. Der käme manchmal hierher – ich weihte ihn in meinen Plan ein, Luca und die Anderen zu befreien. Tommi sagte nur: „Dann nutz die Zeit, während du hier bist, um wenigstens gescheit kochen zu lernen."

Als Luca das nächste Mal für seine Pizza vorbeikam, holte Tommi ihn nach hinten, und ich konnte nach fast zwei Jahren erstmals wieder mit meinem Bruder reden. Luca fragte vorwurfsvoll: „Warum hat das so lange gedauert?" – Ich zeigte ihm die Narben meiner Schussverletzungen und erfuhr, wer von unserer Gruppe noch am Leben war.

***

Ich wusste, ich musste mich auf die Befreiung, Unterbringung und Versorgung von neun Jugendlichen vorbereiten. Das war im Alleingang nicht zu schaffen. Luca erzählte mir, dass es aufgrund des Jugoslawien-Krieges in Polen, Tschechien und Belgien Lager mit sehr vielen Kindern gab, die aufgrund der Kriegswirren in die Hände von Kinderschändern gelangt waren. Er wusste, dass er demnächst in eines dieser Lager gebracht werden würde, vermutlich um gesnufft zu werden. Ich entwickelte den Plan, unseren Zuhälter Falk zu fangen, um die Rocker und die Renn-Szene davon zu überzeugen, mir zu helfen.

Ich färbte meine Haare wieder auf blond um und trimmte mich so, wie mein Bruder seine Haare trug. So wollte ich Falk über den Weg laufen und versteckte vorher meine Waffen in der Nähe seines Hauses. Ich wusste, dass Falk mich immer hatte „persönlich" besitzen wollen. Ich lief zum Schein vor ihm davon

in eine Sackgasse hinein und ergab mich dem Revolver, den er mir vorhielt. Ich stieg brav bei ihm ins Auto und wusste, er würde seinen Glücksfund nicht melden, sondern mit mir zu sich nach Hause fahren. In den ersten zwei Tagen war ich nur gefesselt, hatte aber meine eigene Kleidung an. Dann brachte er mir einen Latex-Gummianzug und triumphierte. Er hätte nie geglaubt, dass ich ihm einfach so in die Hände falle. Er zog meine getragene Kleidung an und freute sich, dass sie ihm passte. In den nächsten drei Wochen war ich sein privater devoter Sexsklave und tat alles, was er wollte. Er führte mich auf seinem Grundstück wie einen Hund mit Halsband spazieren, ließ mich aus einem Napf fressen und trinken. Es befriedigte ihn, dass ich ihn wie mein „Herrchen“ behandelte. Nach drei Wochen nahm er mir die Handschellen ab, weil er glaubte, ich hätte mich ihm jetzt freiwillig ergeben. In den nächsten drei Tagen gab er mir einerseits immer mehr Freiheiten. Andererseits forderte er immer perversere Handlungen wie Klamottenzerreißen, Vergewaltigen, Frauenkleider, Fotos machen, wieder Vergewaltigen. Auf dem Weg zu einem intimen Fotoshooting gab er mir eine zerfetzte Jeans und ein zerfetztes grünschwarzkariertes Hemd sowie ausnahmsweise Turnschuhe. Wir gingen in Richtung auf ein Gartenhaus, unweit der Stelle, wo ich unter einer Thuja-Hecke die Waffen versteckt hatte. Falk ging, nur mit dem Bademantel bekleidet, hinter mir her – er hielt mich ja für devot und brav.

Als ich ganz nah an der Hecke war, rannte ich schnell zu meinem dort versteckten Rucksack und richtete meinen Revolver auf ihn. Als er weglief, schoss ich ihm in den Fuß. Sein Geschrei hörte niemand auf dem abgelegenen Grundstück. Ich lief ins Haus, holte die Autoschlüssel, fuhr seinen Wagen auf die Wiese und warf Falk in seinen eigenen Kofferraum. Mit seinem Merce-

des fuhr ich dann bis auf zwei Tankstopps ohne Pause direkt zu meinen Rockern in Süddeutschland. Die hatten sich in den vier Wochen meiner Abwesenheit um mich gesorgt. Als sie mich mit meinen zerfetzten Kleidern und Spuren von Misshandlungen sahen, waren sie entsetzt. Ich sagte nur: „Ich gehe jetzt duschen, lasst das Schwein nicht entkommen, das ist mein Zuhälter."

Nach dem Duschen saß ich auf meinem Bett und rang die Tränen nieder. Der Rocker Dopeman, der mich damals im Graben entdeckt und später sehr viel gepflegt hatte, klopfte, setzte sich neben mich und wartete still, bis ich den Kopf an sein Schulter legte und weinte wie ein Schlosshund. In diesem Moment fühlte ich mich meinem Ziel, die anderen Jungen zu befreien, einen großen Schritt näher. Aber ich schämte mich sehr dafür, was ich alles von Falk devot über mich hatte ergehen lassen. Dopeman sagte: „Der singt da unten wie ein Vögelchen." Durch die Erzählungen von Falk wurde deutlich, dass sogar die Neffen der Frau eines sehr hochrangigen italienischen Politikers im Falk-Netz gefangen waren und Falk nur ein Handlanger von Koller war, dem eigentlichen Drahtzieher.

Dopeman wusste, dass die Familie der italienischen Kinder ein hohes Lösegeld ausgesetzt hatte und begleitete mich in eine benachbarte Stadt zu dem italienischen Edelrestaurant, das zur Restaurantkette der Familie gehörte.

Die Carusos fuhren gleich mit zu dem Versteck von Falk und holten ein umfassendes Geständnis aus ihm heraus. Es stellte sich heraus, dass zahlreiche Kinder auch aus hochrangigen Roma- und Sinti-Kreisen sowie aus jugoslawischen Mafiakreisen bei Koller gefangen gehalten wurden. Nun hatte ich genügend Verbündete für die Befreiung vieler Kinder. Falk hatte uns erzählt, dass bei einer Störung in einem Kinderlager die anderen

Lager gleich mit geleert würden, indem man die Kinder umbrachte. Das war sicherer, und aufgrund des Jugoslawienkrieges gab es gerade mehr als genug Kinder. Somit war klar, dass alle drei Lager gleichzeitig angegriffen werden mussten. Mein Bruder sollte in die Tschechei gebracht werden, und bei dieser Befreiergruppe fuhr ich dann auch mit.

Am 12.8.1996 fuhren wir nach Tschechien, legten uns dort auf die Lauer, recherchierten und bereiteten alles generalstabsmäßig vor. Am 3.9. fand die Befreiungsaktion statt. Wir befreiten in Tschechien 54 Kinder und sahen sehr viele Leichen bereits zu Tode gequälter, verstümmelter Kinder. Bei der Befreiungsaktion wurden sieben unserer Männer verletzt. Zwei der Kinderschänder starben: Falk, den wir mitgenommen hatten, warf sich vor mich, als Koller auf mich schoss. Koller selbst wurde daraufhin von meinem Begleiter erschossen. Falk starb in meinen Armen, nachdem er mich um Verzeihung gebeten hatte. Er hatte uns in den Tagen davor willig geholfen.

Ich geriet durch dieses Erlebnis in eine schwere Krise. Jahrelang war all mein Trachten die Befreiung meines Bruders gewesen. Daneben war der Hass auf meine Peiniger mein stärkster Antrieb. Jetzt war die Befreiung gelungen, und ich verachtete mich dafür, Falk Vergebung gewährt zu haben. Noch viel schlimmer war es für mich, dass ich diesem Menschen, den ich so lange gehasst und verachtet hatte, nun auch noch mein Leben verdankte. Ich hatte nun kein Ziel mehr für meinen Hass, so dass er sich gegen mich selbst richtete. Die Situation war extrem – es waren Schüsse gefallen, Menschen waren gestorben, in den Kellern lagen tote und verstümmelte Kinder, die Überlebenden waren teilweise in einem furchtbaren Zustand. Trotz der erfolgreich verlaufenen Aktion drängte sich mir das Gefühl auf, ich sei zu

spät gekommen, hätte sonst vielleicht noch mehr Kinder retten können – ich war völlig durcheinander.

Wir waren schon als Kinder dafür missbraucht worden, andere Kinder in die Fänge der Zuhälter zu locken. Eines dieser Kinder meinte ich nach der Befreiungsaktion in einer im Keller liegenden Leiche wiederzuerkennen. Die Gesamtsituation war eine riesige Überforderung für mich. Ich versuchte daher unmittelbar nach der Befreiungsaktion, mich mit meinem eigenen Revolver zu erschießen; der ging jedoch nicht los. Wütend warf ich ihn die Ecke, da ging er los und traf einen Deckenstrahler, der herabstürzte und mich k.o. schlug. Als ich wieder aufwachte, ging es mir etwas besser, und ich vermochte wieder Sinn in meinem Leben zu sehen. Mein Bruder, die Rocker und andere Freunde waren da und fingen mich mit ihrer freundschaftlichen Besorgnis auch emotional auf. In ihren Augen war ich ein Held, auch wenn ich mich selbst nicht so fühlte. Das mir eingeprägte Schuldprogramm arbeitete unausgesetzt, egal was ich tat und wie erfolgreich und selbstlos ich handelte.

***

In den darauffolgenden Monaten lebte ich mit meinem Bruder und unseren Freunden in einer riesigen alten Fabrikhalle unter wilden Umständen. Durch den Autoverkauf hatte ich genug Geld. Ich brachte den anderen Autofahren bei, und wir trieben viel Schabernack. Mit meinen Freunden aus dem Internat gründete ich eine Untergruppe der Rocker, und wir verdienten mit illegalen Autorennen und Marihuana-Anbau sehr gut.

Gleichzeitig intensivierte sich der Kontakt zu der freichrist-

lichen Gemeinde, in die ich durch Fred geraten war, denn bei aller Wildheit hätte mir mit den Rockerfreunden allein sonst ein Sinn in meinem Leben gefehlt. Bei den Freichristen gab es einen Zollbeamten namens Becker, der aus seinem beruflichen Umfeld heraus von den als Drogenkurieren missbrauchten Kindern wusste und die Version meines Lebens als Fritz, die ich ihm auftischte, von Anfang an nicht geglaubt hatte. Er hielt sich jedoch zurück, sprach aber mit den Pastoren der Freikirche, die ihren positiven Einfluss auf mich geltend machen sollten.

In den Akten über jugendliche Drogenkuriere lagen auch der Bericht des alten Pastors, den ich auf dem Wiesenweg beim Wald beinahe überfahren hätte, sowie die laufenden Ermittlungen der Sonderkommission. Die Pastoren und Herr Becker ließen mir gegenüber vorsichtig anklingen, ich solle doch mal in mich gehen, ob meine Geschichten denn auch wirklich ganz wahr seien. Die Pastoren vermittelten auch eine nochmalige Begegnung mit einem Beamten der auf die Kinderzuhälter angesetzten Sonderkommission. Ich kannte diesen Mann, weil er sich mir auch schon in meiner Zeit als Stricher genähert hatte – an seinen mir von Fritz angekündigten blauen Schnürsenkeln hatte ich erkannt, dass er vertrauenswürdig war. Diesem Beamten sagte ich: „Ich selbst werde hier nicht viel sagen, aber ich habe den Pastoren versprochen, Ihnen das von uns Jungs erstellte Heft mit den Aufzeichnungen über die Strukturen der Zuhälter und ihrer Kunden auszuhändigen."

Die Aushändigung dieses Heftes war ein Wendepunkt, der viel zu meiner Heilung beitrug, auch wenn ich immer noch von Hass und Rachegedanken beherrscht wurde. Mit meinen Freunden und meinem Bruder besprach ich, dass wir uns jetzt gegen diese „Schweine" wehren würden. Weil ich mich „draußen" am

besten auskannte, erklärte ich mich zu ihrem Sprachrohr.

Kurze Zeit später wurde auf der Straße auf mich geschossen. Der mich begleitende Polizeibeamte wurde getroffen – die Tatsache, dass ein echter Polizist sich für mich verletzen ließ, beeindruckte mich tief und gab mir das Gefühl, doch mehr zu sein als ein Stück Dreck. In den kriminellen Banden und Gangs aller Ethnien waren durch meinen Einsatz ebenfalls Kinder befreit worden. Diese unterschiedlichen Gruppierungen bildeten jetzt ein Bündnis zu meinem Schutz, ein noch nie dagewesener Vorgang. Um diesen Schutz gewährleisten zu können, wurde beschlossen, dass unsere Jugendgang die Gegend verlassen sollte und auf zwei andere Gebiete aufgeteilt wurde. Man wollte meinen Bruder und mich trennen, weil wir gemeinsam sehr auffällig und außerdem unkontrollierbar waren. Luca wurde zur italienischen Mafia des Caruso-Clans gebracht, ich kam bei einem evangelischen Pfarrer in einer anderen süddeutschen Stadt unter, der mit der freichristlichen Gemeinde eng zusammenarbeitete.

Wir verkauften nun Rennen und Fahrzeuge noch besser als vorher und standen finanziell glänzend da. Luca wurde aus der Pizzeria, wo er anfangs arbeiten und eine Ausbildung als Koch machen sollte, bald in die Eisdiele versetzt. Ich erhielt weiterhin regelmäßig Besuch von dem Beamten der Sonderkommission und fühlte mich wesentlich sicherer als früher. Ich glaubte, dass ich, wenn ich der Polizei noch mehr erzählen würde, unter Umständen zur Befreiung von noch viel mehr Kindern würde beitragen würden. Das gab mir großen Auftrieb und war für mich ein starkes Motiv, es mit meinen kriminellen Aktivitäten nicht zu übertreiben, um die Situation zu stabilisieren. Ich stieg daher nicht in das Geschäft mit härteren Drogen ein, sondern beließ es bei Marihuana, das ich zur Linderung meiner

chronischen Schmerzen, Angstzustände und Albträume auch selbst verwendete.

Auch bei den Motocross-Rennen gewann ich immer öfter und häufte durch den weitergehenden An- und Verkauf der in Deutschland zurückgelassenen „Ami-Schlitten" der abziehenden US-Soldaten sehr viel Geld an. Für viele der von uns befreiten Kinder hatte noch keine stabile Lebenssituation geschaffen werden können. Hier war mein Geld sehr nützlich. Ich fühlte mich nun definitiv nicht mehr als Opfer, sondern als Retter und Helfer, und identifizierte mich immer stärker mit dieser Rolle. Das war auch mein unbewusster Versuch, die während all der Folterjahre erlebte extreme Ohnmacht innerlich auszugleichen. Ende 1996 meldete ich mich auf den Namen von Fritz für den „großen" Motorradführerschein an, um hier eine legale Situation herzustellen. Denn der Adrenalinrausch beim Rasen mit einer starken Maschine gab mir das Gefühl der Freiheit und Unverletzlichkeit. Ich war ein richtiger Adrenalin-Junkie. Mein Internatskollege Christian konnte dies am besten nachvollziehen, und ich finanzierte ihm den Einstieg in den Motocross-Rennstall von Honda. Er stabilisierte sich dadurch sehr schnell, besuchte sogar eine Enduro-Schule für Motocross-Spezialisten und war bis zu seinem Unfalltod 1999 sehr erfolgreich.

Mit meinem Führerschein als Fritz konnte ich nun völlig legal Motorrad fahren. In Ermangelung einer anderen Identität sagte ich aber auch in mehreren Prozessen zum Thema Kindesmissbrauch unter dem Namen Fritz als Zeuge aus und gab Details der Zuhälterringe zu Protokoll. Zu diesen Angaben gehörten auch die Namen von kooperierenden Polizeibeamten. Deswegen wurde ich wegen „Vortäuschung von Straftaten, übler Nachrede, Hehlerei" und anderer Vergehen angezeigt. Der Polizist,

den ich insbesondere genannt hatte, ging immer wieder straffrei aus, während mein Vorstrafenregister immer länger wurde. Um mich zum Schweigen zu bringen, veranlasste dieser Polizist, dass ein ganzes Wohnhaus, in dem ich lebte, bis auf die Grundmauern niederbrannte. Ich selbst schlief in dieser Nacht zufällig im Van meines Bruders, der mich besucht hatte, meinen Rausch aus, und als wir am nächsten Morgen zu mir nach Hause fahren wollten, standen da nur noch die rauchenden Trümmer. Damit waren auch alle unsere Unterlagen und Beweismittel vernichtet, bis auf das Wenige, das der ermittelnde Soko-Kommissar bereits kopiert oder fotografiert hatte. Auch unsere Ausweise waren weg. Luca und ich fuhren ins nächste US-Konsulat, weil wir glaubten, unser großer Freund und Gönner Eric Duke würde wie immer alles für uns in Ordnung bringen.

Doch im US-Konsulat teilte man uns mit, dass es uns behördentechnisch gar nicht mehr gab. Weder unser Vater noch unsere Mutter waren den Behörden bekannt. Alles, was wir für die Wahrheit hielten, war nicht aktenkundig, inklusive unserer eigenen Existenz, und man warf uns ohne viel Federlesens unsanft aus dem Konsulat. Wir fielen aus allen Wolken und riefen Eric Duke an. Dieser schenkte uns nun reinen Wein ein – unsere Eltern seien CIA-Agenten gewesen, wir gehörten zu einem besonderen Programm, und das sei alles nicht so einfach. Es war für uns natürlich schwer zu entscheiden, ob diese neue Version unserer Geschichte wahrer war als die vorherige. Eric versprach uns, sich zu kümmern. Wir sollten uns nach Möglichkeit einen Ausbildungsplatz oder eine Lehrstelle besorgen, was natürlich ohne Ausweise extrem schwierig war. Doch Luca wurde als Eiskonditor-Lehrling in der italienischen Eisdiele des Caruso-Clans eingestellt, mir vermittelte der erwähnte evange-

lische Pfarrer eine Lehrstelle bei einem Bootsbauer an einem süddeutschen See.

***

Nachdem wir fünf oder sechs Monate in unseren jeweiligen Jobs gearbeitet hatten, verliebte sich mein Bruder in ein gleichaltriges Mädchen. Auch ich blühte auf, denn das Leben am Wasser machte mir Spaß, und aus meinen anderen Verdienstquellen konnte ich mir sogar einen Porsche leisten. Dann erschien Eric wieder und reichte uns unsere frischgebackenen Ausweise. Der Nachteil unserer zurückgewonnenen Identität als US-Bürger war, dass wir jetzt sofort unseren US-Militärdienst abzuleisten hatten.

Auch die Enthüllung Erics, wir seien in Wirklichkeit Adoptivkinder, traf uns tief. All die schönen Geschichten von unserer lächelnd mit unseren Namen auf den Lippen gestorbenen leiblichen Mutter stimmten also gar nicht.

Eric sorgte dafür, dass unsere Ausbildung beim US-Militär gezielt auf unsere besonderen Begabungsschwerpunkte ausgerichtet wurde. Ich kam in die Motorrad- und Fahrzeugstaffel, was ich für einen glücklichen Zufall hielt. Natürlich bewährte ich mich gut. Aufgrund meiner Leistungen stieg ich auf in ein Sonderprogramm, zu dem auch gründliche Eignungstests als Fallschirmspringer gehörten. Nun wurden die Übungen härter und gefährlicher, und meine Militärakte mit der alten Fahnenbeschmutzungs-Geschichte machte mir meinen Weg nicht leichter. Wieder kam nach dem Zuckerbrot in der Fahrerstaffel die Peitsche der Fallschirmausbildung. Im Jahr 1998 gehörte ich als Rekrut zur Fliegerstaffel. Ich erhielt den Auftrag, gemeinsam

mit anderen ein (mit Waffen) beladenes Flugzeug in den Irak zu begleiten, es in Bagdad zu entladen, neu zu beladen (mit Särgen gefallener Soldaten) und in die USA zurückzubegleiten. In diesem Herbst wurden die militärischen Versorgungswege im Irak unter Beschuss genommen (Aktion Desert Storm), unser Flugzeug geriet in „*friendly fire*".

Unsere Kommandanten, die sich standesgemäß im Inneren des klimatisierten Flugzeuges aufgehalten hatten, überlebten den Angriff nicht. Wir Rekruten und Privates waren draußen beim Entladen und kamen mit leichten Verletzungen davon.
Wir glaubten uns unter feindlichem Angriff und fühlten uns völlig überfordert, zumal unsere Kommandanten tot waren. Wir stiegen in einen LKW, sammelten alle Verwundeten egal welcher Nationalität ein, versorgten sie notdürftig und fuhren einfach irgendwohin los. In dem Dorf, in das wir gelangten, wurden wir von der einheimischen Bevölkerung freundlich und hilfsbereit aufgenommen. Man erlaubte uns sogar, einen Funkspruch an unsere Truppe abzusetzen. Die Antwort lautete: „Bringt euch schnellstmöglich in Sicherheit, dieses Dorf wird jetzt ethnisch von Terroristen gesäubert." Da wir ja erlebt hatten, dass es nur Frauen, Kinder und hilfsbereite ältere Männer hier gab, antworteten wir: „Ist bereits alles sauber." Als die britischen NATO-Truppen gut zwei Stunden später in dem Dorf ankamen, präsentierte wir ihnen einen Haufen Leichen, die wir samt Waffen am Flughafen aufgesammelt hatten. Man glaubte uns tatsächlich, dass wir sieben Rekruten dieses Dorf von ca. 100 Menschen komplett allein gesäubert hätten. Die Dorfbewohner hielten dicht, weil sie wussten, dass es um ihr Leben ging.

Wir kamen zurück nach Kalifornien und wurden als Helden gefeiert. Ich schmiss jedoch vor viertausend Soldaten meine

Uniform in den Dreck – mein so gründlich anerzogener Patriotismus war bei diesem Erlebnis zu Asche zerfallen. Mir war klar geworden, dass überall auf der Welt friedliche Menschen einfach nur in Frieden leben wollten und mit den kriegerischen Auseinandersetzungen im Grunde gar nichts zu tun hatten. Nichts von dem, woran ich geglaubt hatte, zählte nun noch für mich. Ich kam wieder in den Bunker und wurde wegen „unflätigen Verhaltens" degradiert. Wieder spielte sich Eric Duke als mein Anwalt auf und erreichte tatsächlich, dass ich mich, statt Bunkerarrest anzutreten, für vier Jahre in Erics neugegründeter Söldnerarmee verpflichten konnte. Da ich ja immer noch an Erics aufrichtige Hilfsbereitschaft glaubte, war ich mit diesem Deal einverstanden – besser als Gefängnis.

Eric schickte mich von einer Eliteausbildung zur nächsten: Knigge, Bombenentschärfung, psychologischer Grundkurs I und II, weitere Aufbaukurse als Scharfschütze. Die Ausbildung war viel theorielastiger und komprimierter als bei der Armee und nicht so sehr mit Demütigungen und alltäglicher Routine versetzt. Ich drückte im Grunde die Schulbank, und mein einzige Herausforderung war, genügend zu büffeln. Dieses konzentrierte Lernen tat mir sehr gut, ich arbeitete hart und erhielt Anerkennung in Form guter Noten – hier war wieder das Zuckerbrot im Einsatz.

Gleichzeitig benutzte mich Eric bereits wieder – trotz meiner miserablen Militärakte erbrachte ich jetzt in seiner Privatarmee sehr gute Leistungen. Ich wurde von ihm als jemand hingestellt, der die besonderen Chancen des Söldnerdaseins zu nutzen gewusst hatte. Dies ermutigte viele Soldaten mit schlechter Militärakte, sich bei ihm zu bewerben, so dass er keine Probleme mehr hatte, Söldner zu finden. Im Irak und in Afghanistan sind 80% der eingesetzten Kämpfer Söldner. Als solche unter-

liegen sie mit dem, was sie tun, nicht der Genfer Konvention, sondern dem Zivilrecht.

Eric bugsierte mich im Eiltempo durch die verschiedenen Ränge, so dass ich schließlich mit Anfang Zwanzig als Sicherheitskoordinator für den Schutz der Teilnehmer an hochrangigen Illuminatentreffen verantwortlich war. Ich beschützte jetzt also genau diejenigen, die mich als Kind gequält hatten. Eric Duke stellte mir, um mich trotz dieser perversen Situation motiviert zu halten, immer wieder gezielt Material über einzelne dieser Täter zur Verfügung und ermöglichte mir damit, sie auszuschalten – manche kamen vors Militärgericht, andere begingen Selbstmord. Natürlich informierte mich Eric gezielt nur über solche Täter, deren Niedergang ihm selbst nutzte. Während ich also glaubte, für das Gute und die Bestrafung der Täter zu kämpfen, steckte ich im Grunde weiter in derselben Missbrauchsmaschinerie und ließ mich benutzen. Ich wurde sogar, „um meine Klienten besser schützen zu können" für den Einsatz von Kontaktgiften ausgebildet. Da meine Schutzbefohlenen viel klarer als ich erkannten, dass ich ein Geschöpf Erics war, hatten sie zu Recht Angst vor mir, was wiederum Eric nützlich war. Dass diejenigen, die mir und meinen Freunden so übermächtig das Leben zur Hölle gemacht hatten, jetzt in Angst und Schrecken vor mir lebten, tat auch meinem Ego gut und befriedigte meinen Machttrieb.

***

Vielleicht wäre ich heute noch eine willfährige Kampfmaschine im Dienste dieses Mannes, wenn ich mich nicht in ein junges Mädchen verliebt hätte. Hier erfuhr ich zum ersten Mal wirk-

liche bedingungslose Zuneigung, die ich mir nicht verdienen musste. Aufgrund meiner Geschichte war mir jedoch ein normales sexuelles Leben nicht möglich. Sexualität war für mich so untrennbar mit Qual, Demütigung und Todesangst verknüpft, dass sie mich nicht reizte. Im Gegenteil, ich hatte Angst vor diesen Dingen. Karin war einige Jahre älter als ich, übernahm in sanfter Art die Führung und zeigte mir behutsam, dass es auch Sex ohne Schmerzen gibt. Anfangs zitterte ich vor Angst, aber mit ihrer Hilfe konnte ich üben, mich nach und nach etwas zu entspannen. Karin wurde schwanger, und ich gab das Marihuanarauchen, meine kriminelle Aktivitäten und vieles mehr auf, um mich als solider Familienvater zu erweisen. Ich ließ mich in den viel langweiligeren Innendienst versetzen – als Karin 2000 bei einem Flugzeugabsturz ums Leben kam, konnte ich nicht weinen. Ich verhärtete mich wieder und verschloss mich. Vom Innendienst meldete ich mich freiwillig wieder in den Irak. 2001 wurde ich mit einem Hüftschuss und psychischen Störungen („Irak-Syndrom") in ein süddeutsches Militärkrankenhaus gebracht.

Als ich wieder soweit genesen war, setzte man mich wie zuvor im Innendienst ein. Ich sorgte außerdienstlich dafür, dass Informationen über einen prominenten Politiker an die Presse gelangten, der Kunde auf dem Kinderstrich war. Ich habe den Verdacht, dass meine bald darauf einsetzende schwere, durch Streptococcus pyrogenes verursachte Gehirnhautentzündung in diesem Zusammenhang absichtlich ausgelöst worden ist, um mich außer Gefecht zu setzen.

Auf dem Höhepunkt der Erkrankung lag ich drei Wochen im Koma. Als ich erwachte, erkannte ich mich selbst kaum wieder. Ich hatte mich grundlegend verändert. Viele Fähigkeiten, die mir vorher selbstverständlich waren, zum Beispiel die fließen-

de Beherrschung von fünf Sprachen und meine extrem guten Mechanikerkenntnisse, waren verschwunden oder auf ein Minimum reduziert. Andererseits war ich plötzlich lebhaft von Kräuterwissen und Heilkunde fasziniert, was mich zuvor überhaupt nicht interessiert hatte. Und noch etwas hatte sich verändert: Mein Hass, der vor meiner Erkrankung der stärkste Antrieb in meinem Leben gewesen war, hatte etwas an Bedeutung verloren. Statt ständig in meinen Emotionen zu baden, versuchte ich jetzt immer öfter, meine Erlebnisse zu analysieren und zu verstehen, wie alles zusammenhing. Dafür wurden mir die polizeilichen Aufzeichnungen der Sonderkommission sehr hilfreich.

Ich verstand nun die Strukturen hinter den Ritualen, die einzelnen Fragmente meines hilflosen Erlebens begannen sich zu einem Puzzlebild zusammenzufügen. Dazu gehörte auch, dass die meisten Täter in diesem Puzzle gleichzeitig auch selbst Opfer waren. Die klaren schwarz-weißen Grenzen zwischen Gut und Böse, an die ich immer fest geglaubt hatte, verwischten sich und wurden komplexer. Ich begriff, dass jeder Mensch zu jedem Zeitpunkt selbst entscheiden kann, von welchen seiner Motive er sich leiten lässt. Auch ich war, so musste ich jetzt erkennen, inzwischen ein Teil des Gesamtsystems geworden und längst nicht mehr nur Opfer. So konnte ich die grausige, perverse Welt, in der ich so Furchtbares erlitten hatte, nicht verändern.

Wie konnte ich aus dieser Sackgasse entkommen? Ich hatte von Kindesbeinen an gelernt, als Soldat immer hart zu sein, und hatte mich im ständigen Kreislauf von Gewalt, Tod, Verzweiflung, Rache und damit neuer Gewalt bewegt. Damit wirklich etwas anders werden konnte, musste ich etwas anderes tun und meine Verhaltensmuster verändern. Ich musste die Kette der Gewalt, in der ich erzogen worden war, durchbrechen – dann konn-

te auch die restliche Kette nicht mehr funktionieren.

Und ich wollte dafür sorgen, dass es keine neuen Kettenglieder mehr gibt. Ich begann, mich für mediale Aufklärung und grundsätzliche gesellschaftliche Veränderungen zu interessieren. Durch diese Interessenverlagerung änderte sich, ohne dass ich es darauf eigentlich angelegt hatte, auch mein Umfeld. Ich lernte plötzlich ganz andere Menschen mit völlig anderen Vorstellungen, Lebensweisen, Berufen, Interessen und Überzeugungen kennen.

2006 endete meine Reha-Phase nach der Hirnhautentzündung. Um nicht wieder in den Militärbereich zu rutschen, berief ich mich auf meine Krankenakte: Ich hatte alle meine Fähigkeiten verloren. Ich wurde ausgemustert, aber obwohl ich ja angab, mich an nichts mehr erinnern zu können, musste ich zahlreiche Schweigeverpflichtungen unterzeichnen. Damit war ich frei, mich verstärkt um meine neuen heilerischen Interessensgebiete zu kümmern und mir in diesem Bereich ein neues Tätigkeitsfeld aufzubauen. Meine umfangreichen organisatorischen Erfahrungen kamen mir dabei natürlich sehr zugute, aber ich setzte sie jetzt für ganz andere Zwecke ein. Bei den von mir aufgebauten Netzwerken konnte ich ab und zu auch junge Erwachsene einsetzen, zu deren Befreiung aus den Kinder-Pornoringen ich seinerzeit beigetragen hatte. Ich musste aber auch erleben, dass es etlichen dieser Jugendlichen im Gegensatz zu mir nicht mehr gelang, in der Normalität Fuß zu fassen. Manche kehrten schließlich ratlos in das vertraute Strichermilieu zurück, was mich in jedem einzelnen Fall sehr schmerzte.

In den nun folgenden Jahren fand eine ganz allmähliche Entwicklung statt, bei der ich immer mehr begann, nicht mehr nur die Welt zu analysieren, sondern auch meine eigenen Ge-

danken- und Gefühlsmuster. Noch immer litt ich unter schwersten Schlafstörungen. Ich zögerte jeden Abend, ins Bett zu gehen, und konnte eigentlich nur einschlafen, wenn ich vorher einen starken Adrenalinschub gehabt hatte. So schlief ich regelmäßig viel zu wenig, bis ich am Lenkrad in Sekundenschlaf fiel. Dieser Schreck flutete mich dann mit Adrenalin, und kurze Zeit danach konnte ich einschlafen. Ich stellte mir aber einen Radiowecker mit einem lauten Rocksong, der mich dreißig Minuten später erneut mit Adrenalin vollpumpte – dann konnte ich wenigstens drei Stunden am Stück durchschlafen. Damals konnte ich umso besser schlafen, je angespannter und damit kampfbereiter mein Körper war – so fühlte ich mich sicherer.

Schlafen konnte ich auch dann, während Fred mich im Wohnmobil durch die Gegend kutschierte. Noch aus meiner Kinderzeit war in meinem Körper das Wissen verankert: Solange das Auto in Bewegung ist, geschieht mir nichts. Meine Freunde wies ich an, mich, sollte es einmal nötig sein, nicht mit der Hand, sondern nur aus einem hinreichenden Sicherheitsabstand heraus mit einem Besenstiel oder ähnlichem zu wecken. Sonst hätte es passieren können, dass ich sie in meiner Schlaftrunkenheit blindwütig angegriffen hätte, um mich gegen einen vermeintlichen Angreifer zu wehren. Ich setzte mich ständig unter dauerhaften Leistungsstress, weil ich mich nur so leistungsfähig und verteidigungsbereit fühlte.

Auch unter den Heilkräutern fand ich, zum Teil uralte, Rezepturen, die mir halfen, meinen Körper von seiner ständigen Adrenalinsucht herunterzubringen. Trotzdem dauerte es noch viele Jahre, bevor ich mich schweren Herzens dazu entschloss, auch das Fahren von Motorrad-Rennen aufzugeben. Ich begann mich auch für hochwertige Ernährung zu interessieren und fand

jenseits von Marihuana, Alkohol und Fleischkonsum sanftere Arten, für meinen Körper zu sorgen. Als ich begann, mich auch noch mit dem Anbau hochwertiger Heilkräuter zu befassen, trat in Gestalt kleiner, traditionsbewusster Bergbauern wieder ein ganz neuer Personenkreis in mein Leben. Ich lernte und lerne viel von diesen Menschen. Die neu entstehenden Netzwerke ermöglichten mir, trotz des Verzichtes auf kriminelle Aktionen weitere Befreiungsaktionen für missbrauchte Kinder zu organisieren und zu finanzieren.

Parallel zu den vielfältigen äußeren Aktivitäten begann ich, nach noch grundsätzlicheren Wegen der Befreiung für die Menschheit zu suchen. Denn mir war mittlerweile klar, dass Drogenhandel, Kinderpornografie, Snuff-Videos, Waffenschieberei usw. keine zufälligen Einzelstränge waren, sondern ein planetenweites Netz der Ausbeutung und Unterdrückung bildeten. Auch viele Gesetze spielen da mit hinein. Der Versuch, über diese Zusammenhänge mehr in Erfahrung zu bringen und Auswege zu finden, führte mich letztlich zu mir selbst zurück: Nur indem ich die Folgen dessen, was mir angetan wurde, für mich selbst anerkenne und verarbeite, kann ich sie heilen. Ich erkannte, dass meine hektische Betriebsamkeit, so nutzbringende Erfolge sie auch im Außen immer wieder zeigte, letztlich auch eine der Fluchtmöglichkeiten war, mit denen ich mich davon ablenkte, meine eigene Befindlichkeit bewusst wahrzunehmen. Ich stürzte mich in die Analyse der juristischen Sicherheitslücken, ich gründete ein ganzes Imperium kleiner Firmen in verschiedenen Wirtschaftsbereichen und organisierte weitere Kinderbefreiungen. Aber immer wieder machten gute Freunde mich liebevoll darauf aufmerksam, dass ich weiterhin vor mir selbst und meinen eigenen Problemen weglief.

Es kostet mich nach wie vor sehr viel Kraft und Mut, mich meinen inneren Abgründen zu stellen und mich immer wieder zu fragen: Ist diese Handlung, dieser Gedanke, diese Überzeugung wirklich ein Teil meines innersten Wesens, oder kann ich sie zu der mir aufgezwungenen Gehirnwäsche zurückverfolgen, die mit mir nichts zu tun hat? Was ist real für mich selbst? Was habe ich wirklich erlebt? Was ist die Essenz all dessen, was ich erlebt habe? Was sind falsche Schlussfolgerungen, wo verirre ich mich in den Fallstricken meiner Vergangenheit? Wo handele ich immer noch aus dem Mangel heraus, um einen Ersatz für das zu erringen, was mir eigentlich fehlt? Werde ich aufgrund meiner Traumatisierungen lebenslang manipulierbar bleiben, oder wird es mir weiter gelingen, mich Schritt für Schritt in die innere Freiheit vorzuarbeiten?

Einerseits fühle ich klar, dass ich nur wirklich frei sein kann, wenn ich nicht mehr über die Ketten meiner Freunde stolpere. Andererseits ist mir inzwischen überdeutlich, dass es jetzt immer wichtiger für mich wird, den ebenfalls missbrauchten Kindern auch mit meinem inneren Heilungsweg voranzugehen. Denn die äußere Freiheit bringt noch lange nicht die Befreiung von den inneren Ketten. Nur, wenn jemand wie ich die inneren Folgen soweit überwindet, dass er oder sie nicht mehr selbst zum Täter wird, kann die Heilung umfassend und nachhaltig die gesamte Erde ergreifen.

Ich werde wissen, dass ich einen großen Schritt auf diesem Weg getan habe, wenn ich es schaffe, vor dem Einschlafen allein das Licht auszumachen, ohne dass mich die Angst übermannt. Das mag noch ein weiter Weg sein, aber trotzdem geht es mir heute unendlich viel besser als noch vor wenigen Jahren. Ich habe viel Hoffnung, Hoffnung für mich und für die Welt.

Anna

Was ich über meine Familiengeschichte weiß, stammt größtenteils aus Erzählungen von Geschwistern meiner Großmutter (mütterlicherseits). Meine Mutter wurde unehelich geboren. Sie kennt ihren Vater nicht. Meine Großmutter sprach niemals über diese Zeit. Nach meinen Recherchen war meine Urgroßmutter Besitzerin von Ländereien und Landgütern, die sie in der Ehe mit meinem Urgroßvater aufgrund von dessen Trink- und Spielsucht verlor. Die ganze Familie kam ins Armenhaus. Meine Urgroßmutter verstarb wohl im Armenhaus, und mein Urgroßvater setzte sich ab. Meine Großmutter war die Älteste der zurückgelassenen Geschwister und sorgte für die Jüngeren. Sie bediente in einem Wirtshaus, wo sie meinen Großvater kennenlernte, der dort als Gast an den Europäischen Motorradmeisterschaften teilnahm. Angeblich stammte er aus Italien. Es scheint, dass er nie erfahren hat, dass er aus dieser einen Nacht eine Tochter hat.

Nach ihrer Geburt wurde meine Mutter bei einer Tante auf dem Land „versteckt" - soweit ich weiß, bis zu ihrem vierten oder fünften Lebensjahr. Danach holte meine Großmutter, die zwischenzeitlich geheiratet hatte, ihre Tochter zu sich, und der Stiefvater meiner Mutter adoptierte sie. Zwei Jahre später fiel er in einem Kriegsgefecht. Aus dieser Ehe wurde während des Zweiten Weltkrieges ein Junge geboren. Er starb noch vor seinem dritten Geburtstag an Meningitis. Der Tod des Jungen wurde durch meine Großmutter herbeigeführt, indem sie ihm die Kehle zudrückte. Angeblich konnte sie das Leid des Kindes nicht mehr mit ansehen. Dies ist eines der Familiengeheimnisse, über die nie gesprochen wurde. Ich weiß deshalb davon, weil ich als Kind regelmäßig zu dem Grab des Halbbruders meiner Mutter gehen musste.

Meine Großmutter heiratete kurz nach Kriegsende erneut

und baute mit meinem Stiefgroßvater ein Unternehmen auf. Mein Stiefgroßvater brachte in diese Ehe zwei Kinder mit, eine Tochter und einen kleinen Jungen. Mein Stiefgroßvater war geschieden. Die Mutter dieser Kinder war aufgrund von Schizophrenie über viele Jahre stationär untergebracht, da sie versucht hatte, ihren Sohn im Säuglingsalter im Fluss zu ertränken. Auch dies wurde verheimlicht. Nicht einmal ihre eigenen Kinder wussten, was mit ihrer Mutter los war.

Mein Stiefgroßvater hat meine Mutter mehrfach sexuell missbraucht und mit dem Ledergürtel geschlagen. Laut ihrer eigenen Schilderung mir gegenüber hat sie sehr darunter gelitten, dass sie oft keine Schuhe hatte, keine Schulhefte bekam, nicht lernen durfte wie andere Kinder und vor allem nur zu essen bekam, wenn meine Großeltern es erlaubten. Ich habe die Großeltern als kalt und dominant erlebt. Sie zeigten nie Gefühle und hatten Freude daran, ihre Umgebung zu demütigen und zu beherrschen. Sie waren ausschließlich geschäftlich und materiell orientiert. Geld anzuhäufen hatte oberste Priorität, und hierfür hatten sich alle unterzuordnen. Von einem warmen oder liebevollen Haus konnte man nicht sprechen. Ich habe meine Großeltern nie lachen sehen oder erlebt, dass sie meine Mutter oder mich in den Arm genommen hätten. Es galten ausschließlich Leistung, Erfolg und Reichtum.

Über meinen Vater weiß ich nicht sehr viel. Er wurde 1932 geboren, war in der Hitlerjugend und wuchs während der Kindheitsjahre mit seinem jüngeren Bruder ohne seinen Vater auf, der in Russland im Krieg war.

Seine Mutter habe ich als eine resolute Frau in Erinnerung. Sie hatte, wie man so schön sagt, „die Hosen an“. Das hat sich auch nach der Rückkehr meines Großvaters nicht geändert. Her-

vorzuheben wäre, dass sie sehr streng katholisch war und dies auch ihrer Familie konsequent abverlangte.

Mein Großvater, mein Vater und sein Bruder waren Alkoholiker. Mein Großvater hat wohl die Kriegszeit nicht überwunden. Er ging seiner Arbeit nach, aber den Rest der Zeit verbrachte er meist schweigend am Fenster, Alkohol trinkend.

Ich weiß nicht, wie sich meine Eltern kennengelernt haben. Meine Mutter wurde schwanger mit mir, und es wurde geheiratet. Ich erinnere mich, dass meine Mutter meinen Vater häufig auslachte, weil er ja wohl Gefühle für sie habe, sie aber nicht für ihn, wie dumm er sei und wie sehr sie ihn verachte, denn sie habe sich von ihm schwängern lassen, um geheiratet zu werden und von zuhause wegzukommen. Mir sagte sie von klein auf immer wieder, sie hätte mich nie haben wollen, und ich sei nur „Mittel zum Zweck" gewesen. Nach der Heirat hat sie versucht, mich abzutreiben. Sie schrie mich oft an, sie würde mir meine Geburt nie verzeihen, und ich hätte kein Lebensrecht.

Meine Geburt war eine Steißlage und wohl sehr kompliziert und schmerzhaft für meine Mutter. Bei jeder Gelegenheit wurde ich daran erinnert, dass ich ihr Schmerzen zugefügt hätte. Nach meiner Geburt musste ich noch sechs Wochen im Krankenhaus bleiben, was sie mir auch nicht „verzieh".

Als ich aus dem Krankenhaus nach Hause kam, begann der sexuelle Missbrauch.

***

Bis heute verfolgt mich die Flashback-Erinnerung an einen Mann, der die Holztreppe zu unserer Dachwohnung hoch-

kommt. Ich sehe, wie meine Mutter Geld entgegennimmt und die Wohnung verlässt. Dieser Mann war aus der eigenen Familie und ließ sich über den Sauginstinkt des Säuglings, das heißt durch mich, oral befriedigen.

Meine Familie gehörte zu den Freimaurern. In diesen Kreisen, aber auch im Zusammenhang mit der katholischen Kirche, fanden nächtliche Rituale statt. Bei diesen Ritualen wurden andere Kinder und ich von Beginn an sexuell missbraucht. In den Kirchen wurden steinerne Altäre benutzt, in anderen Zusammenhängen gab es auch unterirdische Anlagen mit elektrisch bewegten, lärmundurchlässigen Türen, für die nur meine Folterer den Code kannten. Um mich gefügig zu machen, wurde ich auf beweglichen Pritschen fixiert. Hand- und Fußgelenke waren mit Lederbändern oder einer Art weißer Mullbinde, die keine Spuren hinterließ, gefesselt, der Rest blieb frei, denn ich sollte in der Lage sein, mich minimal zu wehren. Kleine schwarze Schlangen wurden auf meinen Körper gelegt und schlängelten sich über mich. Die Nerven, die Sinnesorgane, die Muskeln sind bei diesem Vorgehen bis auf das Äußerste alarmiert, man fühlt Todesangst und würde alles tun, damit es nur aufhört.

Während mancher Rituale wurde mir immer wieder Blut am Handgelenk entnommen, das von hohen Eingeweihten mit goldenen Masken getrunken wurde, und auch ich selbst musste das Blut anderer Kinder trinken.

Ich wurde systematisch auf Arenakämpfe zwischen Kindern vorbereitet. Dafür wurde ich beschimpft, angefasst, gestoßen, provoziert, in Wut gebracht und „scharfgemacht“ wie ein Kampfhund. Diese Kämpfe fanden an allen möglichen Orten statt, oft auch in der Schweiz in abgelegenen Scheunen und Häusern. In solchen Nächten werden hohe Summen auf Kinder gewettet.

Das Kind, das den Kampf gewinnt, überlebt. Das Kind, das verloren hat, wird vom Siegerkind getötet. Ich weigerte mich jedes Mal, das Messer zu nehmen und das von mir besiegte Kind von unten nach oben aufzuschlitzen. Daraufhin führte man mir mit Gewalt die Hand und zwang mich so, das andere Kind zu töten. Es machte den zahlenden Gästen hämische Freude, mir noch dabei die Hand zu führen. Die Zuschauer entrichten hohe Summen, um zuschauen zu dürfen, und haben große perverse Freude daran. Wenn die Organe aus dem kleinen Körper quollen, wurde gejohlt. Danach wurden diese Kinder wie Schlachtvieh zerteilt und aufgehängt. Ihre Organe und auch alles andere wurde teuer verkauft und roh gegessen.

Um mich daran zu gewöhnen, kaufte meine Mutter öfters Schweineleber beim Schlachter, die ich mit den Händen zermatschen musste. Das sollte mich in die perverse Freude bringen. Das Zermatschen der Leber fühlt sich, wenn man sich daran gewöhnt hat, befriedigend an.

Neben dem Aufschlitzen war eine weitere Tötungsmethode, dem Verliererkind die Kehle zuzudrücken oder den Tod durch Genickbruch herbeizuführen. Man nahm das Kind an den Haaren und riss den Kopf mit voller Wucht erst nach hinten und dann nach vorne.

Da ich gut kämpfen konnte, setzte man mich häufig ein. Vor den Kämpfen wurde ich oft allein in einem fensterlosen, dunklen Raum mit Stahltür und Pritsche eingeschlossen. Wenn ich mit der Waffe am Kopf tanzen musste, trug ich ein teures rotes Samtkleid mit echten Elfenbeinknöpfen, oder einen Bikini, oder nur ein Höschen, aber dazu Handschuhe, oder ich war nackt. Bei den Arenakämpfen trug ich weiße Unterhosen und ein Unterhemd. Wenn man mich für meine „Auftritte" holte, kam ich

an vielen Käfigen mit verängstigten Kindern jeden Alters, auch Säuglingen, vorbei. Viele von ihnen haben nicht überlebt. Entweder starben sie bei den Kämpfen oder bei den sexuellen Vorgängen, oder sie wurden bei den Ritualen getötet. Oft musste ich bis zu deren Auftritt bei den Kindern bleiben.

Als ich etwas älter wurde, vielleicht sechs bis acht Jahre, waren diese kleinen Kinder in meiner Obhut. Ich hatte sie zu beruhigen und sie für ihren Auftritt vorzubereiten, so dass sie sich ohne „Theater" zu ihrer Schlachtung führen ließen. Diese Kinder hatten natürlich Todesangst. Ihre vertrauensvoll auf mich gerichteten Augen und ihre grässlichen Schreie habe ich nie vergessen. Noch heute gerate ich in einen psychischen Ausnahmezustand, wenn ich ein Kind weinen höre. Auch diese Rolle als Betreuerin für andere Kinder trug dazu bei, dass ich mich ständig schuldig fühlte, allein weil ich noch lebte.

Gern ließ man in diesen Arenen Kinder auch zu Schallplattenmusik tanzen. Ich erhielt eigens Tanzunterricht, weil ich mich so steif und verklemmt bewegte und die gewünschte „Schlangenhaftigkeit" nicht aufbrachte. Bei den blutigen Ritualen wurde ganz viel klassische Musik gespielt, auch Bach und Wagner, aber wohl nicht Beethoven und Tschaikowski, denn diese Musik kann ich heute gut ertragen. Bei manchen Tänzen spielten Waffen eine Rolle, die auch mir an die Schläfe gehalten wurden; gespielt wurde „Russisch Roulette". Der Lustgewinn für die zahlenden Gäste lag in der Angst der Kinder, die immer wilder alles taten, was die Erwachsenen wollten. Ich weiß bis heute nicht, mit welchem Glück ich immer davon gekommen bin, denn manchmal sank dann ein tanzendes Kind mit zerschmettertem Kopf auf der Tanzfläche zusammen.

Bei bestimmten Ritualen der hohen Freimaurer jenseits der

40. Stufe hatte ich den Eindruck, dass sich manchmal alles veränderte und die maskierten Gestalten nicht mehr menschlich aussahen, sondern wie reptilienhafte Schlangenwesen. Dies kann aber auch auf den Einfluss von Drogen zurückzuführen sein. Mir wurden manchmal Drogen in Form von Säften verabreicht, so dass ich zwar benommen war und mich nicht wehren konnte, aber den Schmerz noch fühlte und meine Folterer mit meinen Schreien erfreuen konnte. Andere Drogen nahmen die Schmerzen, hielten mich aber wach, so dass ich voller Todesangst alles mitansah, was sie mir antaten, ohne es in diesem Moment zu spüren.

Weitere Misshandlungstechniken in den Nächten dieser Kreise sind sexueller Natur. Mir wurde ein Elektrohalsband umgelegt, und wenn ich mich gegen die analen und gleichzeitigen oralen Vergewaltigungen wehrte, bekam ich einen Elektroschock. Oft musste ich auf dem Boden aus einer Hundeschüssel menschliche Fäkalien essen, während ich missbraucht wurde. Meine Mutter war bei diesen Dingen teilweise anwesend und kassierte zum Beispiel bei den Kämpfen ab. Aber bei den geheimen Ritualen der „hohen" Eingeweihten war sie nicht zugelassen. Meine Großeltern mütterlicherseits waren ebenfalls bei vielen Ritualen anwesend. Es war in diesen Familien selbstverständlich, dass die eigenen Kinder für diese Dinge zur Verfügung gestellt wurden. Ich weiß, dass auch meine Mutter stark missbraucht worden ist; nähere Details sind mir nicht bekannt. Für die Rituale war meine Mutter schon zu alt, als meine Großmutter den Stiefvater meiner Mutter heiratete.

Für spezielle, hochrangige Rituale wurden mir Getränke verabreicht, die mit bewusstseinsverändernden Substanzen oder Drogen versetzt waren. Man schöpfte mit Hilfe der Schmerzen

und Ängste meine Energien. Bei den meisten Ritualen wurden magische Formeln gesprochen oder gesungen. Es wurden viele Dinge benutzt, die auch in harmlosen Zusammenhängen vorkommen, wie Gold, Kerzenlicht, Weihrauch. In manchen Ritualen sollten Menschen manipuliert oder in die Krankheit geschickt werden. Nur bei den ganz „hohen" Ritualen ging es um die Energie der absoluten Macht und das von meinen Folterern in ihren weißen Kutte und goldenen Masken angebetete nicht menschenähnliche Gottwesen, dem sie sich unterwerfen. Dieses Wesen sieht ähnlich aus wie ein Drache mit Hörnern und glühenden Augen. Es wirkt schwarz, hat aber keinen richtigen Körper, sondern verdichtet sich nur energetisch ähnlich wie langgestreckter Rauch. Es saugt aber auf mir unbekannte Weise das Opfer auf dem Altar komplett energetisch aus, so dass es stirbt. Diese Gottheit hat auch einen eigenen Namen und wird von verschiedenen Geheimbünden angebetet, egal ob innerhalb der Freimaurer, der Katholiken oder anderer Gruppierungen.

* * *

Am Tage war ein generelles Vorgehen meiner Mutter, mich zu beschimpfen, mir ins Gesicht zu spucken und vor allem mich zu schlagen. Ich konnte mich noch so sehr bemühen, es ihr recht zu machen, ihre verbalen Attacken und körperlichen Züchtigungen waren eine tägliche Abfolge. Sie entschied, ob ich essen und schlafen durfte. Sie machte mir klar, dass sie alles tun würde, damit ich ins Gefängnis käme, denn ich sei so ein schlechter Mensch, dass es unverantwortlich sei, mich frei herumlaufen zu lassen. Meine Mutter und die Kirche in Gestalt des Pfarrers

an unserem Wohnort sorgten dafür, dass ich schon als kleines Kind den Ruf hatte, eine Hexe und vom Teufel besessen zu sein. Dieser Pfarrer hatte jedoch mit den nächtlichen Ritualen nichts zu tun, jedenfalls sah ich ihn nie dort. Er quälte mich auf eigene Faust und aus seinen eigenen Gründen. Er war vermutlich ein sadistischer Pädophiler, der seine Machtstellung als Pfarrer ausnutzte. Ich sah nachts nie Kinder, die ich aus meinem Alltag kannte, so dass ich immer das Gefühl hatte, in meinem Umfeld die einzige zu sein, was natürlich nicht stimmen muss.

Deswegen war ich isoliert und hatte keine sozialen Kontakte. Andere Kinder durften nicht mit mir spielen. Auf der Straße mieden die Menschen mich. Dass dies von meiner Familie manipuliert war, indem sie unsere Nachbarn vor mir warnten, erfuhr ich erst mit 17 Jahren durch eine Freundschaft mit einem Nachbarsmädchen, die meine Mutter nicht zerstören konnte.

So hatte man die Türen zur Außenwelt für mich geschlossen. Meine Welt wurde einzig von den Sicht- und Denkweisen meiner Familie und der Kirche geprägt. In dieser Welt war ich jemand, der nichts anderes verdient hatte als Gewalt. Da ich ständig angelogen wurde, fehlte mir völlig das Vertrauen in meine eigene Wahrnehmung. Ich hatte keinerlei Maßstab dafür, was real und wahr war und was nicht.

Ich erinnere mich an eine Szene aus dieser Zeit. Meine Mutter weckte mich und nahm mich auf den Arm. Ich legte meine kleinen Arme um ihren Hals. Sie sagte: „Wenn du mich lieb hast, wirst du tun, was ich von dir verlange.“ Ich habe sie so sehr geliebt. Daran konnten auch alle Misshandlungen nichts ändern, im Gegenteil: Je mehr sie mich misshandelte, um so entschlossener versuchte ich, es ihr recht zu machen.

Mein Vater war wie erwähnt Alkoholiker. Er ging seiner Ar-

beit nach und trank gewöhnlich nach der Arbeit. Meist war er bereits stark betrunken, wenn er nach Hause kam. Meine Mutter lag permanent mit ihm im Streit. Wenn er betrunken war, hatte er „Mut“ und schlug meine Mutter teilweise krankenhausreif. Ich versuchte in solchen Situationen schon als kleines Kind, meine Mutter zu schützen, konnte das aber trotz aller Bemühungen nicht verhindern. Dafür fühlte ich mich noch mehr schuldig. Mir gegenüber wurde mein Vater niemals handgreiflich, aber er schützte mich auch nicht. Er wusste von den nächtlichen Aktionen; das dabei für ihn abfallende Geld nahm er gern und finanzierte damit seinen enormen Alkoholkonsum.

Seit meinem vierten Lebensjahr wurde ich an vielen Abenden losgeschickt, um meinen Vater aus den Kneipen zu holen. Dies gelang mir selten; ich bekam Geld, um am Flipper zu spielen, und seine Trinkkumpane durften mich anfassen und betatschen.

Mit drei Jahren kam ich in den Kindergarten, der von katholischen Nonnen geführt wurde. Ich galt als aggressiv und vorlaut. Ich hatte große Angst vor den Nonnen, die mich ohrfeigten. Als erzieherische Maßnahme musste ich beim Verteilen von Spielzeug generell als letzte hinten anstehen. Ich hatte große Angst vor den anderen Kindern, speziell vor den Jungs, die mich prügelten, wo sie mich erwischten, ohne dass mir der Grund hierfür heute klar ist. Ich schlug mich mit ihnen, bis Nasenblut floss. Mädchen mochte ich nicht und wich ihnen aus. Eine der erzieherischen Maßnahmen war zum 6. Dezember das Erscheinen des Nikolaus. Nikolaus und Knecht Ruprecht kamen mit ihrem „Goldenen Buch“ und lobten und tadelten jedes Kind. Ich kam wie immer zum Schluss dran und erhielt ein vernichtendes Urteil über mich als Mensch und über mein Verhalten. Knecht Ruprecht packte mich am Kragen und stopfte mich in den Kartoffel-

sack, verschloss ihn und schlug mit der Rute von außen auf mich ein. Ich war vor Angst außer mir.

Obwohl ein Kind eigentlich erst kurz vor der Erstkommunion mit sieben Jahren erstmals beichten muss, wurde mir schon ab dem dritten Lebensjahr jeden Samstag von immer demselben Geistlichen die Beichte abgehört. Ab dem vierten Lebensjahr musste ich in der Kirche beichten. Jeden Samstag musste ich meine Sünden aufsagen und die abschließende Formel auf Lateinisch sprechen. Da ich für meine Mutter, die Nonnen und den Pfarrer als böser, vom Teufel besessener Mensch galt, musste ich etliche Rosenkränze auf Knien rutschend beten, was mir körperlich Knieschmerzen, auf der psychischen Ebene jedoch viel Angst, Verunsicherung und Schuldgefühle verursachte. Der Pfarrer sagte mir, mein Herz sei schwarz und würde nur durch die wöchentliche Beichte wieder rot. Ich glaubte damals, dass ich ein minderwertiger Mensch sei, der kein Lebensrecht hätte und von Gott bestraft werde. Mein wichtigstes Ziel war, meiner Mutter, dem Pfarrer, den Nonnen und Gott zu beweisen, dass ich gut und brav sei und sie doch lieb hätte.

Dieses Liebhaben hatte ich durch die sogenannte Freiliebe zu beweisen. Ich stellte mich für Misshandlungen zur Verfügung, damit der Täter frei werden und in seine Liebe gehen konnte. Dazu zitierte man die Bibel: „Wenn einer dich auf die eine Wange schlägt so halte ihm auch die andere hin. Wen Gott liebt, den züchtigt er."

***

Mit dieser Begründung musste ich auch bei Ritualen auf dem Altar der Kirche zuschauen oder wurde selbst missbraucht. Spezielle Tage, an denen besonders grausame Rituale stattfanden, waren Karfreitag und Weihnachten. Sie gelten als hohe Feiertage mit besonderen Energien. Gerade dann werden in bestimmten kirchlichen und freimaurerischen Kreisen besonders grausame Rituale durchgeführt, bei denen Kinder sexuell gequält, langsam zu Tode gefoltert, verstümmelt, geschlachtet und gegessen werden. Die alten Gerüchte von den „Menschenfressern", die „kleine Kinder fressen", beruhen auf der Realität dieser Kreise. Deswegen konnte ich schon als Kind das Märchen von Hänsel und Gretel nicht ertragen – was für andere Kinder märchenhaft bleibt, war für mich konkreteste Wirklichkeit. Ein normaler Mensch kann sich das nicht vorstellen, weil die Qualen eines anderen, noch dazu eines hilflosen Kindes, uns keine Freude bereiten. Aber diese Leute leben in einer pervertierten Welt ohne Mitleid und weiden sich genießerisch an Qualen und dem Sterben anderer. Die Qualen bereiten ihnen eine Art Orgasmus im Gehirn, und die Täter wirkten auf mich oft wie trunken allein von der Qual ihrer Opfer. Sie sind teilweise süchtig danach, deren Fleisch zu essen und das Blut zu trinken. Beides enthält aufgrund der furchtbaren Sterbevorgänge extrem viel Adrenalin, das wie eine Droge wirkt und die Körperflüssigkeiten zu einem kostbaren Elixier macht.

Im Kindergarten mussten wir mittags auf Militärpritschen und -decken schlafen. Der Geruch dieser Militärdecken ist mir immer noch in der Nase. Ich wehrte mich jedes Mal, wenn ich mich hinlegen sollte. Bis heute fühle ich mich hilflos, ohnmäch-

tig und ausgeliefert, wenn ich mich hinlegen soll.

Ich hatte keine Spielsachen – nur eine Puppe, Lothar. Er war mein bester Freund. Ihm erzählte ich alles. Ich spielte mit ihm Vieles von dem nach, was man nachts mit mir machte. Ich bohrte ihm ein Loch zwischen die Beine, goss oben Flüssigkeiten in ihn hinein, um sie wieder hinausfließen zu sehen und ließ ihn Windeln tragen. Oft musste ich, auch noch während der Grundschulzeit und obwohl ich bereits sauber war, tagsüber für meine Mutter Windeln tragen und hinein urinieren, was die Augen meiner Mutter zum Leuchten brachte. Sie hielt die Hand in den Strahl, und es schien sie zu erregen. Ich empfand diese Situationen als extrem, demütigend und beschämend.

Als ich etwa fünf Jahre alt war, fragte auf der Straße ein Kind, ob es meine Puppe halten dürfe. Ich erlaubte es ihm, denn ich war stolz auf meine Puppe. Das kleine Mädchen ließ Lothar fallen, den ich so sehr liebte. Ich schlug wie von Sinnen auf dieses Kind ein und versuchte mit all meinem nächtlichen Können, es zu töten, indem ich ihm den Hals zudrückte. Mehrere Erwachsene hatten große Mühe, mich von der Kleinen abzubringen. Ich durfte Lothar behalten, aber er hatte bei dem Kampf ein Auge verloren, was ich dem Mädchen nie verzieh. Lothar was das einzige „Wesen“, das ich lieben durfte, denn es gab bei uns auch keine Haustiere. Erst als ich sechzehn Jahre alt war, durfte ich einen Jagdhund haben.

Durch den oralen Missbrauch und die Schläge auf Kopf und Ohr hatte ich mehrfach im Jahr wiederkehrende, fiebrige Hals- und Ohrenschmerzen. Mit drei Jahren wurden mir Polypen und Mandeln entfernt, und mit sechs Jahren wurde ich an den Ohren operiert, weil ich nicht mehr ausreichend hören konnte. Meine Mutter war wütend auf mich, weil ich so jämmerlich versagte,

und ließ mich nach den Eingriffen zur Strafe allein und unversorgt liegen. Eine der Ursachen für ihren Ärger war auch, dass sie meinen Körper, während ich gesundete, nicht nachts gegen Geld verkaufen konnte.

Ich galt als motorisch ungeschickt. Eines Morgens sollte ich einen Topf mit Essen vom Herd nehmen. Der Topf fiel mir auf den Boden. Meine Mutter wurde so wütend, dass sie einen Topf mit kochendem Wasser vom Herd nahm und mir die Arme und den Bauch verbrannte. Als der Arzt kam, musste ich lügen, ich hätte mich selbst verbrüht. Viele Jahre habe ich dies als Wahrheit geglaubt. Erst später kehrte die Erinnerung an den wirklichen Ablauf zurück. Ich selbst hätte mir das Wasser nicht so über die Arme kippen können, wie meine Narben es zeigen.

***

Der ungeheure Stress führte dazu, dass ich schon ab meinem vierten Lebensjahr unter chronischer Gastritis litt und ständig Bauchschmerzen hatte. Die häufigen brutalen analen Vergewaltigungen ließen Verletzungen und Vernarbungen zurück, die jede Darmentleerung zu einer Qual machten. Vermutlich deshalb litt ich außerdem unter chronischer Verstopfung. Das nahmen meine Eltern und Großeltern zum Anlass, mir wenig zu essen zu geben, vor allem nichts, was Zucker enthielt, wie Bonbons, Kuchen oder Eis. Diese Leckereien, von denen ich wie die meisten Kinder träumte, aßen sie mit Vorliebe vor meinen Augen. Mir wurde immer wieder gesagt, ich sei nichts wert und nur eine unrentable Geldausgabe. Deshalb müsse ich für mein Essen arbeiten. Ich musste im Garten helfen, das Haus put-

zen, Kohle holen, den Ziegenstall ausmisten, einkaufen gehen, schwere Taschen schleppen und auch im Baugeschäft meiner Großeltern schwere Arbeit tun. Über viele Jahre stand ich diesbezüglich unter enormem Druck und lebte in der ständigen Angst, kein Essen zu bekommen. Später in meiner zweiten Ehe gab es immer wieder Situationen, in denen ich meinen Mann körperlich angriff in dem Glauben, er wolle mir mein Essen wegnehmen. Ich brüllte ihn an: „Du willst mich verhungern lassen, du gibst mir nichts zu essen."

Ich war mager und unterernährt. Aufgrund von Unterzuckerung fiel ich immer wieder um, weil mir schwindelig wurde. Die bei mir diagnostizierte Blutarmut ging vermutlich vor allem auf die Blutabnahmen bei den nächtlichen Ritualen zurück. Deshalb verrührte meine Großmutter väterlicherseits Rotwein mit Traubenzucker und Ei und gab mir diesen Stärkungstrank, damit sich mein Körper und mein Blut normalisierten. Viele Jahre glaubte ich, sie sei der einzige Mensch, der es gut mit mir meinte. Denn sie steckte mir auch immer wieder heimlich Lebensmittel zu. Doch auch diese Freundlichkeit war nicht echt, sondern eine abgesprochene Aufteilung. Sie wusste, was mit mir geschah, und spielte den „guten Bullen", dem ich vertrauen sollte.

Aufgrund meiner mangelhaften Ernährung wurden Jahrzehnte später rachitische Knochenschäden in meinem Skelett festgestellt. Außerdem hatte ich kaum einen unversehrten Knochen im Leib. Bei den vielen Misshandlungen ist unter anderem auch mein Becken an mehreren Stellen gebrochen und nicht mehr vollständig zusammengewachsen. Auch meine Knie sind durch viele Schläge auf die Kniescheibe und lange Bußübungen chronisch geschädigt und tragen die Spuren von Brüchen. Unter den Schmerzen in den Knien und im Becken leide ich bis heu-

te. Zu Karfreitag und Weihnachten, wenn die großen grausigen Rituale stattfinden, hatte ich bis vor wenigen Jahren regelmäßig große Schmerzen und Lähmungen in den Beinen. Man nennt dieses Phänomen „dissoziative Extremitätsstörung“. Es handelt sich um eine Angststörung, die sich im Körper manifestiert.

Aus den Vorwürfen, die meine Mutter mir machte, kann ich schließen, dass ich wohl jahrelang nachts mit den Fingern Löcher in die Wand gebohrt und den Kalk gegessen habe, ein klares Symptom von extremem Kalkmangel in meiner Ernährung.

Nachts litt ich unter ständigen Alpträumen. Tagsüber versuchte ich meine Angstzustände mit autoaggressivem Verhalten unter Kontrolle zu halten. So biss ich mir die Nägel ab, bis es blutete, und schlug mit dem Kopf immer wieder an die Wand. Diese selbst zugefügten Schmerzen halfen mir, mich noch zu spüren.

Aufgrund der anfangs geschilderten Maßnahme, lebende Schlangen auf meinen gefesselten Körper zu legen, entwickelte ich eine Schlangenphobie. Alles, was kriecht, versetzt mich bis heute in Panik, mein Körper erstarrt, und ich bin zu keiner Bewegung mehr fähig. Als Erwachsene stand ich einmal im Zoo unerwartet vor dem Schlangengehege und verfiel in zitternde Bewegungslosigkeit. Von Passanten alarmierte Zoo-Mitarbeiter brachten mich schließlich von dem Gehege weg und setzten mich auf eine Bank, brachten mir zu trinken und halfen mir, mich allmählich wieder zu erholen. Die psychiatrische Bezeichnung für diesen Effekt ist Stupor. Um mich noch gefügiger zu machen, wurden mir Plastikschlangen ins Bett gelegt. Ich ging niemals ins Bett, ohne das Bett genauestens zu untersuchen und zwanghaft die Wände, die Möbel und alle möglichen Gegenstände abzuzählen, um meine rasenden Ängste zu beruhigen.

Es musste immer eine gerade Zahl herauskommen, sonst war ich gewzwungen, wieder von vorn zu zählen.

Zu meiner Züchtigung bekam ich kein Kopfkissen zum Schlafen. Es hieß, dass meine Wirbelsäule gerade wachsen sollte, was das Kopfkissen verhindern würde. Ich habe in dieser Zeit „Hospitalismus" entwickelt: Bis ich 25 Jahre alt war, habe ich abends im Bett mit dem Kopf hin und hergewackelt, um mich in den Schlaf und in ein Geborgenheitsgefühl zu wiegen. Erst als ich nach der Geburt meiner Tochter das Neugeborene liebevoll im Arm hielt, war dieser Bann gebrochen, und das Kopfwackeln hörte für immer auf.

***

Nach außen hin in den Augen der Gesellschaft führte ich ein beneidenswertes Leben: Ich wurde in teuren Kinderboutiquen eingekleidet und auf das Beste nach Knigge erzogen. Immer wieder erzählten mir später Familienmitglieder, wie perfekt ich schon im Alter von zwei Jahren bei einer Festveranstaltung mit Messer und Gabel hätte essen können.

Als ich fünf Jahre alt war, ging ich zur Polizeistation unseres Ortes drei Straßen weiter und bat um Hilfe. Ich wollte in ein Kinderheim gebracht werden. Die Polizeibeamten lachten über das kleine Mädchen, das sich offenbar aus irgendeinem kindlichen Grund über seine Eltern geärgert hatte. Sie schickten mich wieder nach Hause, denn ich kam aus einer guten, seriösen, angesehenen Familie, die ich mit dieser Anzeige in Misskredit brachte.

Da ich nachts in der Kinder-Arena immer wieder tanzen musste und dafür gelobt wurde, kletterte ich eines Tages auch im

Einkaufsladen auf die Theke und unterhielt die anderen Kinder damit, dass ich einen gekonnten Striptease vorführte. Alle lachten, und ich war auch einmal Mittelpunkt von normalen Kindern. Die Mutter der Zwillinge, denen ich hatte gefallen wollen, erzählte die lustige Begebenheit lachend und völlig harmlos meiner Mutter. Daraufhin erhielt ich für diese Aktion fürchterliche Prügel, weil ich die Familie in der Öffentlichkeit blamiert und bloßgestellt hatte.

Als ich zehn Jahre alt war, kam meine Mutter mit einer lebensgefährlichen Bauchhöhlenschwangerschaft ins Krankenhaus. Als die lebensbedrohliche Situation vorbei war, brachte meine Großmutter väterlicherseits mich zu einem Besuch zu ihr. Um meiner geliebten Mutter eine Freude zu machen, bestand ich gegen den Willen meiner Großmutter darauf, mich besonders schön zu machen: Wie ich es von den nächtlichen Orgien kannte, zog ich einen Bikini an, dazu Handhuhe aus echten Brüsseler Spitzen, Lackschuhe, ein weißes Hütchen und eine weiße Handtasche. So marschierte ich durchs Krankenhaus und in das Zimmer meiner Mutter. Diese reagierte jedoch nicht erfreut, sondern war entsetzt.

So oft ich konnte, „rettete" ich mich in die Natur. Ich ging in den Wald, wo mich niemand finden konnte. Das Moos war so weich. Oft lag ich auf dem Bauch, wühlte mit den Händen im Moos und schrie nach oben zum Himmel: „Warum holt ihr mich nicht? Lasst mich sterben! Lasst es endlich aufhören!" Meist schlief ich danach erschöpft ein, um mit neuen Lebensenergien aufzuwachen. In mir war viel Trotz: „Euch zeige ich es."

Unter diesen Bedingungen habe ich in den ersten Lebensjahren Verhaltensmuster entwickelt, die ich mir später im Erwachsenenalter nicht erklären konnte. Ich war innerlich jahr-

zehntelang getrieben von Widerstand, Rebellion, Aggression und dem unbändigen Willen, zu überleben und nicht unterzugehen. Als Reaktion auf dieses Trotzverhalten tat meine Umgebung alles, um mich doch noch in meinem inneren, seelischen Kern zu brechen.

Ich erlebte mich selbst als ambivalent und voller emotionaler Zerrissenheit und Widersprüchlichkeit. Was ich auch tat, ob ich aggressiv war oder mich introvertiert zurückzog: Die Schuldzuweisungen und Bestrafungen blieben die Gleichen. Zu meiner Erziehung gehörte auch das „Double-Bind-Prinzip“: Beispielsweise wurde mir aufgetragen, Erdbeermarmelade aus dem Keller zu holen. Wenn ich gehorchte, wurde ich zur Rede gestellt, was das solle, das hätte man nicht gesagt und ich sei unfähig, irgendetwas richtig zu machen. Dies führt zu innerer Verwirrtheit, ich traute mir selbst nicht mehr zu, das Richtige gehört zu haben. Aus dieser Zeit resultiert mein sehr gutes Gedächtnis für Einzelheiten. Diese fortwährende Aufspaltung von eigenem inneren Erleben und den Mitteilungen von außen musste ich mir aneignen, da meine Mutter mich ständig für Dinge beschuldigte, die nicht der Wahrheit entsprachen. Ich versuchte mir möglichst alle Details über Alltagsvorgänge zu merken, um diese Erinnerungen als Argument anbringen zu können. Dieser Versuch, die Realität ständig nachzuprüfen, ist mit großem Druck verbunden.

Viele Jahre später habe ich von einer Psychiaterin, die mich über etliche Jahre therapeutisch begleitete, erfahren, dass dieses Verhalten als Hypervigilanz bezeichnet wird, eine reflexhafte und angstgesteuerte Über-Wachheit. Schon im Kindergartenalter war ich in der Lage, Situationen innerhalb von Sekunden detailliert zu erfassen und darauf so zu reagieren, wie es meinem kindlichen Verstand als rettend erschien. Diese Fähigkeit emp-

fand ich als Schutz. Eine weitere bereits in der Kindergartenzeit erworbene Fähigkeit war, dass ich gegenüber meiner Mutter und den Menschen, die mich nachts quälten, ein extrem feines Gespür dafür entwickelte, was kommen würde oder was sie zu ihrer Befriedigung brauchten. Am besten erging es mir, wenn ich diese Dinge spürte, bevor sie ausgesprochen wurden. Diese aus Angst und Trauma geborene Fähigkeit hilft mir heute als Psychotherapeutin, mich tief in meine Patienten einfühlen zu können.

* * *

Ich wurde mit sechs Jahren zu Ostern eingeschult. Die Erwartungen an meine Schulleistungen wurden von Anfang an klar kommuniziert. Ich hatte eine sehr gute Schülerin zu sein, die der Familie keine Schande brachte. Ich hatte jedoch Angst vor der Schule, vor den Kindern und vor der strengen Lehrerin, die ein „Überbleibsel" aus der Hitlerzeit war. Es galt absolute Disziplin. Ich wurde als schwieriges Kind beurteilt, das auch noch Daumen lutschte. Laut meinem Zeugnis der ersten Klasse war ich auch sehr nervös und unkonzentriert, was kein Wunder ist. Ich tat mich mit dem Unterricht schwer, was zur Folge hatte, dass ich nach dem Unterricht zur Strafe in höheren Klassen in der Ecke stehen musste. Was für eine Schande für meine Familie!

Meine Mutter tat in Form von Kopf- und Nackenschlägen ihr Bestes, um mich zu einer erfolgreichen Schülerin zu machen. Wenn so gar nichts bei mir fruchtete, wurde ich stundenlang in ein dunkles Zimmer gesperrt. Meist holte mich dann mein Vater abends heraus. Zur Strafe musste ich auch oft essen, was ich nicht mochte. Wenn ich vor Ekel erbrach, wurde ich mit

dem Erbrochenen und weiterem Essen eingesperrt, bis ich alles „aufgegessen" hatte. In der Zeit der Grundschule, die aufgrund der Umstellung auf Sommereinschulung nur drei Jahre dauerte, wurde mir immer gedroht, dass ich ein Sonderschulkandidat sei. Erst sehr viele Jahre später begriff ich, dass diese Aussage nur dazu diente, mich unter Druck zu setzen, da ich mit neun Jahren problemlos auf das Gymnasium wechselte.

In all dieser Zeit fand der nächtliche Missbrauch weiter statt, und am Tag kamen zum Schulbesuch Einzelunterricht in Tanz, Gymnastik, Klavierspiel, Knigge sowie Körperhaltungsübungen mit Büchern auf dem Kopf hinzu. Wenn meine Leistungen nicht zur Zufriedenheit meiner Mutter ausfielen, wurde ich mit der Hand, mit Besenstielen oder Kochlöffeln geprügelt.

Man gab mir wiederholt zu verstehen, wie viel man in meine Erziehung investiere, denn „wir" seien etwas Besonderes. Die normalen Bürger da draußen seien Proletarier, mit denen man keinen Umgang pflege. Ich glaubte das, denn als ich ein Kind war, fuhren wir immer die neuesten Mercedes-Modelle, schauten auf die anderen herab und bewegten uns im Kreise der „Oberen Zehntausend." Die Bürger des Ortes wagten oft nur ein schüchternes Guten Tag und zeigten Unterwürfigkeit. Das damit verbundene Gefühl von Macht gefiel mir, denn ich persönlich fühlte mich völlig ohnmächtig.

Ein besonderes Ereignis möchte ich hier erwähnen. Ich war acht Jahre alt, als ich im Bauchbereich über viele Tage unbeschreibliche Schmerzen hatte. Zuletzt konnte ich nur noch in gekrümmter Haltung zur Schule schleichen. Man schickte mich gleich zurück nach Hause. Dort bekam ich für das Schuleschwänzen Prügel. Man schrie mich an, ich sei wehleidig und solle mich nicht so anstellen. Als die Mutter meines Vaters kam,

ging sie mit mir zu ihrem Arzt, der einen Blinddarmdurchbruch diagnostizierte. Das Krankenhaus vor Ort war nicht mehr in der Lage, die hier nötige Operation durchzuführen, es stand jedoch auch kein Krankenwagen zur Verfügung. Meine Mutter weigerte sich, meinen Vater anzurufen, und ich musste bis abends warten. Kurz vor der Fahrt in die Klinik gab mir meine Mutter Erdbeeren mit Sahne zu essen. Im Krankenhaus kam ich sofort in den Operationssaal. Der Anästhesist sagte mir, dass meine Mutter angegeben hätte, ich sei seit morgens nüchtern, so dass wir sofort mit der Narkose beginnen könnten. Er war äußerst verärgert, als ich ihm erzählte, ich hätte Erdbeeren gegessen. Um die dringende Operation ausführen zu können, versuchte man, mir den Magen auszupumpen. Ich wehrte mich mit allen mir zur Verfügung stehenden Kräften und Möglichkeiten. Daraufhin holten sie zusätzliche kräftige Pfleger, die mich festhielten. Für mich war es nur noch eine einzige Bedrohung, wie in den Nächten auf der Trage fixiert zu sein und festgehalten zu werden, damit sie ihren perversen Spaß haben konnten. In diesem Moment konnte ich die Realität der notwendigen Operation nicht von den Erfahrungen meiner Folternächte unterscheiden.

Nach der Operation durfte ich acht Wochen in der Klinik bleiben, da ich auffällig oft umfiel und die Ärzte sich diese Kreislaufzusammenbrüche nicht erklären konnten. Diese Wochen mit den Pflegern waren eine gute Zeit. Meine Mutter kam selten, und ich hatte meine Ruhe.

Eine besondere Erziehung wurde mir durch die katholische Kirche zuteil. In den Grundschuljahren wurde ich in der Sakristei vom Pfarrer in die Lehren des Katechismus und andere missbräuchliche Demütigungen eingeweiht, die ihren Höhepunkt an Ostern und Weihnachten fanden. Ich musste am allgemeinen

Katechismusunterricht teilnehmen und wurde zusätzlich vom Pfarrer persönlich in der Sakristei unterrichtet. Es handelte sich um seelische Gehirnwäsche: Ich gehöre der Kirche, ich übe Selbstkritik. Ich darf die Augen nicht heben, den Kopf nicht oben tragen. Ich habe keinen Wert und darf daher niemals direkt Kontakt zu Gott aufnehmen. Nur der Geistliche entscheidet, wo ich moralisch-ethisch stehe und wie meine Ausrichtung zu sein hat, in meiner Haltung zur katholischen Kirche, aber auch zu Gott.

Niemand durfte die Sakristei betreten, sie war normalerweise nur dem Pfarrer, den Messdienern und demjenigen zugänglich, der saubermachte. In der Sakristei, in der ich Einzelunterweisungen erhielt, hingen echte menschliche Schädel an den Wänden. Auch so wurde mir vermittelt, dass der Mensch in seiner Individualität keinen Wert hat. Im Grunde lernte ich dort die Grundlagen der Macht.

Auch Fronleichnam werden, wie an Ostern und Weihnachten, gern im Namen Jesu Kinder geopfert oder besondere Energien des Todes gerufen. Mir wurde die „Ehre" zuteil, in einem besonderen weißen Kleid mit weißen Handschuhen und weißem Hut, bei den Fronleichnam-Prozessionen unter dem Baldachin direkt hinter dem Geistlichen Rosen zu werfen. An Fronleichnam rufen die Angehörigen der Geheimbünde mithilfe der besonderen Energien dieses Tages – so viele Gläubige denken an den Tod Jesu – ihren „Gott", dessen Name nur den Hocheingeweihten von Freimaurern und Geheimzirkeln der katholischen Kirche jenseits des 40. Grades bekannt ist. Bei meinem weißen Kleid handelte sich um ein pervertiertes Hochzeitskleid. In der Nacht nach Fronleichnam wurde ich im Ritual von maskierten Männern missbraucht. Ich gehörte der Kirche.

Über dem Altar der Kirche hing ein großes Gemälde, das

Gott auf seinem Thron zeigte, Jesus saß zu seiner Rechten. Unter Gottes Füßen erstreckte sich die Hölle mit gequälten Seelen, die im Fegefeuer schrien. Mir wurde dieses Bild immer wieder erläutert, denn ich war nach Meinung des Geistlichen ein Kandidat für die Hölle, da ich die Erbsünde in mir trug. Nur durch kirchlichen Gehorsam hatte ich die Chance, mich zu läutern. Aber Rebellion und Widerstand brachen immer wieder in mir hervor. Ich wurde mit Beichte und Selbstkritik zur absoluten Wahrhaftigkeit erzogen, während mein Umfeld permanent in der Lüge war. Eines Tages, ich muss etwa sechs Jahre alt gewesen sein, schrie ich während des sonntäglichen Gottesdienstes durch die Kirche, dass die Kirche lügt, und dass dieser so liebende Gott kein Gott der Liebe sei, wenn man vor ihm Angst haben müsse. Der Geistliche stieg von der Kanzel herab und verpasste mir eine saftige Ohrfeige. Alle in der Kirche sahen zu und schwiegen.

Wie schon erwähnt war es mir generell verboten, mit anderen Kindern zu spielen. Ich drückte mich gern heimlich in den sogenannten „asozialen Vierteln“ herum. Diese Kinder hatten keine Scheu vor mir, und es ließ sich prima mit ihnen spielen. Eines Tages sagte ein Junge, ich solle mitkommen. Er hatte eine Ratte gefunden, die zu schwach war, um wegzulaufen. Wir beschlossen, so lange von der Mauer auf die Ratte zu springen, bis sie Matsch war. Ich erinnere mich bis heute, wie das Blut spritzte und das Tier seinen Todeskampf hatte. Ich fühlte mich so mächtig. Was dann geschah, kann ich nicht erklären, aber nach einigen Tagen fing ich an, mich dafür zu schämen und mich schuldig zu fühlen, ein wehrloses Tier gequält zu haben. Was immer es auch in mir war, aber ich habe danach nie wieder ein Tier misshandelt. Im Gegenteil, bis heute begegne ich Tieren mit Respekt und Liebe.

Letztendlich waren meine Nächte und mein Alltag ein ständiger Kampf ums Überleben. Um diese Lebensumstände zu beenden, bin ich immer wieder vor fahrende Autos auf die Straße gelaufen, in der Hoffnung, überfahren zu werden. Ich hatte große Sehnsucht danach, sterben zu dürfen.

Heute weiß ich, dass in den ersten neun Jahren meines Lebens die Natur meine Rettung war. Mit sieben Jahren freundete ich mich mit einem Bauern in der Nähe an, der mich oft mit auf die Felder nahm. Ich durfte Spargel ausmachen oder Kartoffeln lesen. Die Arbeit mit dem Element Erde war für mich so heilsam. Das Größte daran war, wenn seine Frau mit frischgebackenem Kuchen, belegten Broten und Wasser auf das Feld kam. In diesen Momenten tankte ich die Kraft, um weiterzumachen. Ich fand heraus, dass ich in der Natur mit Hilfe von Selbstgesprächen Lösungen in mir finden konnte. In den ersten Lebensjahren sind Kinder noch ganz in ihrer Intuition und nicht im Intellekt. Ich spürte damals einfach, was mir gut tat.

* * *

Als ich knapp zehn Jahre alt war, zogen wir um in einen Nachbarort, und gleichzeitig wechselte ich von der Grundschule an eine sehr elitäre, private Klosterschule. Mit dem Besuch in der Klosterschule begann für mich eine neue Episode. In den Nächten wurde mein Körper immer noch verkauft. Meine Mutter nannte mich nicht mehr beim Vornamen, sondern spuckte mir, wann immer sie mich sah, ins Gesicht. Wenn kein anderer zugegen war, nannte sie mich Hure. Ihre Abneigung gegen mich wurde immer größer. Das Ziel meiner Familie für mich war erst

Abitur und dann der Doktor in Medizin. Ich war jedoch ein schlechter Schüler und tat mich schwer damit, dem Unterricht zu folgen. In dieser Zeit wurden auf meinem Rücken viele Besenstiele zerschlagen.

Oft rettete mich mein Vater, weil er befürchtete, meine Mutter würde mich umbringen. Denn wenn sie einmal angefangen hatte zuzuschlagen, konnte sie nicht mehr aufhören. Eine Nonne, nennen wir sie Schwester Dora, fing an, sich sehr um mich zu kümmern. Sie hat mich bis zum Abitur in zahllosen Vier-Augen-Gesprächen aufgebaut, unterstützt und mir viel Selbstvertrauen gegeben.

Zwischen meinem zehnten und zwölften Lebensjahr litt ich oft unter extremen, unbeschreiblich intensiven Kopfschmerzen. In der Erinnerung an einen dieser Anfälle fehlen mir etwa vier Tage, an die ich keine Erinnerung habe außer Dunkelheit und enormen, unbeschreiblichen Schmerzen im gesamten Kopf. Wurde in dem Zimmer, in dem ich lag, die Türklinke heruntergedrückt, schrie ich vor Kopfschmerzen. Später, in der Zeit meines Volontariates in der Psychiatrie, habe ich beobachtet, dass Drogenpatienten auf Entzug ähnliche Symptome zeigten.

Als ich zwischen elf und zwölf Jahren alt war, wurde meine Mutter wegen meines Körpers immer nervöser und ungehaltener. Einerseits nahm ich zu und war nicht mehr so schlank wie bisher. Andererseits wollte mein Busen nicht wachsen, und auch meine Menstruation blieb weiterhin aus. Oft riss meine Mutter mir vor Wut büschelweise Haare aus, was sehr weh tat, zumal sie mir dabei den Kopf mit voller Wucht ins Genick zog. Meine Halswirbel sind dadurch, aber auch durch die Kämpfe in den Nächten, bis heute geschädigt. Sie beschloss, mich in die gynäkologische Abteilung der Uniklinik zu bringen, wo untersucht

werden sollte, weshalb mein Zyklus nicht kam. Ich kenne den Befund nicht, aber nun musste ich Hormontabletten nehmen, die mir das Gefühl gaben, mein Umfeld nicht mehr wahrnehmen und mich vor allem nicht mehr konzentrieren zu können.

Meine Schulleistungen sackten so ab, dass Schwester Dora, als sie herausfand, was ich einnahm, in einem Gespräch mit meiner Mutter das sofortige Absetzen des Medikamentes durchsetzte. Zu Hause bekam ich furchtbare Prügel, weil ich Schwester Dora von den Tabletten erzählt hatte. Aber ich war die Hormone los. Erst viele Jahrzehnte später wurde mir das ganze Ausmaß der Problematik bewusst, vor der meine Mutter stand, denn die Missbrauchsnächte hörten auf. Meine Mutter konnte ein Mädchen, das die kindlichen Züge verlor, nicht mehr für Rituale mit Kindern verkaufen. Dort will man schlanke Kinder. Ich wäre erst wieder interessant gewesen, wenn ich stattdessen meine Menstruation gehabt hätte. Denn menstruierende junge Mädchen und Frauen und ihr Blut werden für spezielle Rituale in den Gruften der Kirchen und Dome genutzt. Das Menstruationsblut gilt als energetisch besonders hochwertig.

Nach dem Umzug wurde nämlich statt der bisherigen Kirche mein neuer nächtlicher „Wirkungskreis“ der Dom und seine Gruft. Nicht nur bei den Freimaurern, sondern auch von hohen Geistlichen der Kirche werden in der Gruft des Domes auf dem Altar unter der Statue von Maria und Jesus „hohe“ Rituale abgehalten. Die Orte, auf denen Dome und Kathedralen stehen, sind energetisch starke Plätze aus alter heidnischer Zeit. Man weiß das und nutzt diese Orte für Rituale, um den besonderen „Gott“, der in Freimaurer- wie bestimmten Kirchenkreisen gleichermaßen verehrt wird, durch bestimmte Gesänge und magische Sprüche herbeizurufen. Diesem „Wesen“ opfert man die Jungfrau,

während sie ihre Menstruation hat. Menstruationsblut gilt als ein besonderes Elixier. Die jungen Frauen überleben das Ritual nicht und leiden große Qualen, bis sie tot sind.

Die Weigerung meines Körpers, zur Menstruation zu reifen, war vielleicht durch meine Mangelernährung verursacht. Jedenfalls hat sie mir wohl das Leben gerettet, und ich sollte nun auf eine andere Aufgabe vorbereitet werden, zu der diese Rituale ebenfalls gehörten, bei denen ich aber nicht diejenige sein sollte, die geopfert wurde. Das für mich vorgesehene Leben wurde bestimmt von den Regeln und Gesetzen der Elite, von Macht, Geld, Politik und Manipulation, Demütigung und der Berechnung meiner Familie, besonders der Eltern meiner Mutter, die großen Einfluss hatten.

Zu dieser Zeit wurde ein neu erbauter Schultrakt durch einen sehr hohen kirchlichen Würdenträger eingeweiht. Ich kannte diesen hohen Herrn von den nächtlichen Ritualen und Quälereien her. Einige Mädchen, unter anderem auch ich, sollten ihm nun während der Einweihung Rosenblätter streuen. Schwester Dora schilderte mir, bis ich die Schule verließ, immer wieder lachend, wie ich mich dem Würdenträger zugewandt, ihn trotzig angeschaut und gesagt hätte: „Hier, da hast Du Deine Rosen!“ Damit hätte ich ihm die Blüten vor die Füße geworfen, mich umgedreht und wäre gegangen. Schwester Dora sagte mir immer, wie viel Trotz und Rebellion darin zu erkennen gewesen sei. Ich denke, sie ahnte, was mir nachts widerfuhr, denn dieser Vorfall hatte keine Konsequenzen, und Jahre später sorgte sie dafür, dass ich ins Klosterinternat aufgenommen werden durfte und wenigstens während der Woche Ruhe hatte.

***

Wie meine Familie mit Menschen umging, zeigt folgendes Erlebnis: Eines Dezembertages erschlug ein Stahlträger einen jungen Mitarbeiter meines Großvaters. Dieser hinterließ eine Frau und zwei kleine Kinder. Einige Tage danach klingelte es beim Abendessen. Ich sollte die junge Witwe hereinlassen in unsere Küche. Die tieftraurige junge Frau setzte sich mit ihrer Trauerkleidung und wagte nicht, jemanden von uns anzusehen. Mein Großvater und ich (meine Großmutter und ich waren außer ihm die Einzigen, die sein Büro betreten durften), gingen mit der Frau ins Büro, um ihr den Lohn auszubezahlen. Damals wurde der Lohn bar in Tüten abgerechnet und übergeben. Mein Großvater sprach ohne Wärme und Mitgefühl zu der Frau. Er errechnete den Lohn ihres verstorbenen Mannes exakt bis zur Todesstunde und machte sie darauf aufmerksam, dass sie das Weihnachtsgeld nicht erhalten würde, da ihr Mann aufgrund des tödlichen Unfalls nicht bis Ende des Jahres gearbeitet habe. Die Frau nahm das Geld und ging. Ich habe mich so sehr für meine Familie geschämt. Ich war sehr empört, was bei meinen Großeltern nur Schulterzucken auslöste und die Worte: „Wer reich sein will, kann sich Almosen an andere nicht erlauben. So ist nun mal das Geschäft."

In den Jahren zwischen meinem neunten und dreizehnten Lebensjahr habe ich nach der Schule sehr viel Zeit bei diesen Großeltern verbracht. Eines Tages beobachtete ich, wie meine Großmutter in ein Schulheft, auf dem mein Name stand, das Datum und eine Zahl mit Vermerk eintrug. Als ich fragte, was sie notiere, meinte sie: „Alles, was du isst, wird aufgeschrieben. Deine Mutter hat für das, was du verzehrst und trinkst, am Monats-

ende zu bezahlen.“ Ich war fassungslos – es waren doch meine Großeltern! Aber in diesen Kreisen zahlt man für alles.

Meine Großeltern tyrannisierten ihr gesamtes Umfeld. Ihr Wort war Gesetz. Alle unterwarfen sich ihnen, aus Angst und vor allem, weil sie später das finanzielle Erbe antreten wollten. Und da wollte man nichts Falsches tun. Diese Unterwürfigkeit nutzte mein Großvater aus, indem er den besten Wein zum Essen trank, während den anderen Wein aus eigenen Trauben serviert wurde, der wie Essig schmeckte. Alle haben diesen Wein widerspruchslos getrunken, während sich im Gesicht meines Großvaters hämische Freude zeigte. Als ich dann mit etwa zwölf Jahren in den Kreis seiner demütigen Opfer aufgenommen werden sollte, wurde auch mir der saure Wein gereicht. Ich weigerte mich, nahm stattdessen sein Weinglas, trank einen Schluck, spuckte in das Glas und gab es ihm zurück. Am Tisch herrschte Totenstille. Denn alle fürchteten meine Großeltern und ihre aggressiven verbalen Angriffe. Doch mein Großvater meinte nur: „Seht mal an, sie ist die einzige, die mir die Stirn bietet!“, und daraufhin goss er mir von seinem Wein ein. Von da an hatte ich gewisse Privilegien bei meinem Großvater. Er weihte mich in seine geschäftlichen und politischen Unternehmungen ein. Er nahm mich mit zu Geschäfts- und Bankvorstandsbesprechungen, zu Ämtern, Behörden und Landräten. Abends musste ich im Fernsehen die Nachrichten mit ihm anschauen, und er brachte mir bei, welche Zusammenhänge hinter den Meldungen steckten. Mein „politischer Instinkt“ wurde geschult.

Doch weiterhin durfte ich nie etwas selbst bestimmen. Erhielt ich etwas geschenkt, dann wurde es mir spätestens einen Tag später weggenommen oder sogar vor meinen Augen zerstört. Brachte ich Wiesenblumen mit, um meiner Mutter eine Freude

zu machen, wurden diese auf dem Boden zertreten. Ich erinnere mich nicht an Blumen im Haus, dafür aber an Wände aus Marmor, blattgoldverzierte Spiegel, kostbare Schränke, Gobelins, Brokatvorhänge, schwere wertvolle Teppiche und kunstvoll geschliffene Kristallgläser.

Das Besondere dieser Zeit zwischen meinem neunten und dreizehnten Lebensjahr war, dass ich in der Nachbarschaft meines großelterlichen Hauses eine Familie mit sechs Söhnen kennenlernte. Mit denen freundete ich mich an. Als einziges Mädchen war ich in der Familie jederzeit willkommen. Wann immer ich konnte, schlich ich mich dorthin. Dort habe ich zum ersten Mal kennengelernt, was Familie im positiven Sinne sein kann. Man durfte laut sein, man durfte Fehler machen. Einmal habe ich dort mit dem Ball eine Glastür eingeschlagen. Die Jungs beschützen mich, aber weil ich ihrer Mutter die Wahrheit sagte, bekamen wir alle zur Belohnung Schokolade. So etwas vergisst man nicht. In dieser Familie wurde Wärme und Liebe gelebt, aber auch gestritten. Alles durfte sein und hatte seine Berechtigung, nichts zog drastische Konsequenzen nach sich. Wenn ich mich an diese Zeit zurück erinnere, bin ich dieser Frau, nennen wir sie hier Anita, und ihren Söhnen bis heute von Herzen dankbar, da sie und ihre Söhne mir die Chance gaben, zu erfahren, was Familie, Respekt und liebevolle Wertschätzung sein können.

Von den Jungs dieser Familie wollte keiner zu mir nach Hause kommen. Nachdem sie erlebt hatten, wie meine Mutter mich behandelte, sagte einer der Jungs: „Zu dir nach Hause wollen wir nicht. Komm lieber zu uns, denn wenn deine Mutter den Mund aufmacht, ist dagegen ein Maschinengewehr die reinste Friedenstaube."

Was in meiner eigenen Familie stets viel und ausgeprägt

gelebt wurde, war das Reisen. Mir wurden in den ersten neun Lebensjahren zahllose Burgen, Schlösser und ihre Geschichte vermittelt, Venedig und seine Kunst, aber es gab auch Reisen in die sozialistischen Länder, wie Ungarn und Tschechei. Ich habe damals dort viel Unrecht, Angst und sogar Verhaftungen gesehen. Man wollte, dass ich Einblick in das Weltgeschehen bekam.

Ein nachhaltiger Eindruck, der mich sehr geprägt hat, waren 1968 die Demonstrationen gegen Vietnam, Kirche und Gesellschaft. Ich geriet in der Domstadt, wo ich zur Schule ging, auf dem Heimweg in eine Demonstration von vielen jungen Menschen. Ich erlebte, wie sie sich mit den Polizisten stritten und schlugen, wie sie sich für Freiheit einsetzten. Dieser Wunsch, anders zu sein, diese Lebendigkeit, dieser Widerstand gegen Staat, Kirche und Gesellschaft hinterließ in mir großen Eindruck. Ich wäre gern einer von ihnen gewesen.

***

Als ich zwölf Jahre alt war, zogen wir wieder um. Meine Mutter lernte in dieser Zeit einen Mann kennen. Er war 27 Jahre älter als sie, erfolgreich im Beruf, wohlhabend; er hatte beste Manieren, war ein Mann von Welt und ein „hohes Tier“ in der Pharmaindustrie. Die Ehe meiner Eltern hingegen bestand nur noch auf dem Papier. Man verachtete sich und war vor allem damit beschäftigt, sich gegenseitig zu attackieren und zu beschuldigen. In meine Erziehung, vor allem auch in mein sportliches Training, wurde weiterhin viel Kapital, wie man es nannte, investiert.

Als dieser Mann zum ersten Mal zu uns zu Besuch kam, wurde ich angewiesen, besonders nett, höflich und gewandt zu

sein und ihn Onkel zu nennen. Nach einer gewissen Zeit zog er in mein Zimmer. Meine Eltern behielten ihr Schlafzimmer, und ich wurde in den Keller neben den Heizungsraum umquartiert. Dort hatte ich mich aufzuhalten, während die Drei miteinander lebten. Meine Mutter unternahm immer mehr mit dem Mann, und mein Vater trank. Das war dann auch die Zeit, wo mein Vater meist so betrunken war, dass ich mich nur noch vor ihm ekelte. Als er das merkte, versuchte er mich zu schlagen. Ich konnte weglaufen und verbrachte die Nacht im Wald. Denn außer mir war niemand zu Hause, und ich kannte niemanden sonst, den ich hätte um Hilfe bitten können.

Mein späterer Stiefvater schlug dann vor, ich sei so schüchtern und unbedarft, das müsse sich ändern. Er finanzierte mir einen Sommeraufenthalt in England. Ich wurde nicht gefragt, es war beschlossene Sache. Also flog ich zum ersten Mal nach London, ging dort zur Schule, wurde von einer englischen Familie betreut und zum Tennistraining nach Wimbledon gebracht. Alle Winter verbrachte ich von nun an nicht mehr mit meinen Eltern, sondern allein in Jugendgruppen in Südtirol beim Skifahren, denn ich sollte meine Skikunst aus den Kinderjahren verbessern. Anschluss fand ich unter diesen Jugendlichen nicht – ich trank und rauchte nicht und hatte auch sonst andere Sorgen.

Dann ließen sich meine Eltern scheiden, und meine Mutter, der Mann und ich zogen in ein anderes Bundesland in ein Haus, das meinem Stiefvater gehörte. Von nun an wurde meine Lebenszukunft durch ihn geplant. In diese Entschlüsse wurde ich nie einbezogen. Er bestimmte, und ich hatte zu tun oder zu reisen. Ich sollte eine umfassende kosmopolitische Ausbildung erhalten.

Bis ich 16 Jahre alt war, verbrachte ich alle Schulferien im Ausland; immer wieder England, viele andere europäische Län-

der, der Nahe Osten, mit den Nomaden durch die Wüste und mit 15 Jahren allein nach Kanada. In Kanada gefiel es mir so gut, dass ich beschloss, nicht mehr nach Deutschland zurückzukehren. Provokativ rief ich zu Hause an, um über meinen Entschluss zu informieren. Mein „Onkel“ schrie nur: „Ich lass Dich durch Interpol suchen.“ Nach zwei Wochen hatten sie mich in einem Indianerreservat aufgestöbert, und ich wurde zwangsweise nach Deutschland zurückgeschickt.

Auf diesen Reisen durfte ich viele liebenswerte, gastfreundliche Menschen kennenlernen. Sie zeigten mir ihre Welt, ihre Schicksale, ihre Landesgeschichte, ihre Freundlichkeit, ihre Religionen, aber auch ihre Ängste und politischen Situationen. Bis heute habe ich dadurch ein großes Verständnis für die verschiedenen Völker.

In dieser Zeit heirateten meine Mutter und mein Stiefvater. Ich freute mich, da mein Stiefvater viel Zeit mit mir verbrachte und sich für mich zu interessieren schien. Meine Mutter wurde jedoch immer aggressiver gegen mich. Als ich sie nach dem Grund fragte, zeigte sie mir den Vertrag zwischen ihr und meinem Stiefvater, der sich auf mich bezog. Sie erhielt sein Geld zu Lebzeiten, war nach seinem Tod seine Erbin, und er bekam dafür mich. Dieser Vertrag war sogar notariell beglaubigt. Ich wollte es damals nicht glauben und akzeptieren, dass sie mich verkauft hatte. Aber es war so. Der Grund, weshalb sie so aggressiv war und wieder häufiger auf mich einprügelte, war ihre Eifersucht. Zwar hatte sie mich an ihn verkauft, aber seine Frau wollte sie sein.

Ich besuchte nach wie vor die Klosterschule, musste aber jeden Tag eine längere Zugfahrt zur Firma meines Stiefvaters zurücklegen, und wir fuhren dann abends nach seiner Arbeit ge-

meinsam nach Hause. Während der Zeit, die ich in seinem Büro verbrachte, erhielt ich Einblick in die Geschäfts- und Mitarbeiterführung der Pharmaindustrie. Zuhause bekam ich im Keller mein Zimmer und ein eigenes Bad eingerichtet. Ich schloss alle Türen von innen zu, aber mein Stiefvater hatte Schlösser einbauen lassen, die er auch dann von außen öffnen konnte, wenn der Schlüssel von innen steckte. Dies tat er mit Vorliebe, wenn ich gerade duschte. Es war mir so peinlich, wie er mich anstarrte und hämisch lachte. Er versuchte mich auch anzufassen, aber ich wehrte mich so sehr, dass er von mir abließ. Die Psychiaterin, bei der ich später acht Jahre lang in Behandlung war, erklärte mir dazu, dass mich vermutlich mein fortgeschrittenes Alter vor Missbrauch durch ihn bewahrt habe. Er hatte zu lange gezögert, ich war zu alt und wusste zu genau, dass ich diese Dinge nicht mehr ertragen wollte.

Ich selbst zweifelte an meiner Schilderung, als ich meiner Psychiaterin diese Dinge erzählte. Ich fühlte mich schuldig, weil ich einen Mann, der gesellschaftlich so angesehen war, in Misskredit brachte. Welche Undankbarkeit von mir, wo er so viel in mich investiert hatte! Ich bildete mir das alles sicherlich nur ein, hatte eine schmutzige Fantasie und war verrückt. Die Psychiaterin beruhigte mich und klärte mich auf, dass meine Reaktion ganz typisch für Menschen sei, die Misshandlung erlebt haben. Missbrauchsopfer haben in der Regel große Mühe, ihren eigenen Erinnerungen zu vertrauen.

Es ist schwierig zu beschreiben, was in der Zeit bis zu meinem 16. Lebensjahr alles geschah. Ich wurde in der Jagd unterwiesen und in die entsprechenden Kreise eingeführt. Ich bekam durch meinen Stiefvater Unterricht über Völkerwanderungen, Wissen, das er aus sehr alten Büchern bezog. Er unterrichtete

mich auch über Religionen, speziell über die jüdische Religion und den Talmud, die amerikanische Geschichte, die freimaurerischen Besonderheiten der US-Hauptstadt Washington D.C. sowie über die englische Geschichte und ihre Hintergründe. Es zeigte sich, dass mein Stiefvater wie das von ihm vermittelte Wissen zu den Freimauern gehörte. Er unterrichtete mich detailliert über das System dieses Geheimbundes, über Symbole, interne Absprachen, Einflussnahme, geheime Treffen.

Die Freimaurer sind ein strukturierter Bund mit absoluter Kontrolle über ihre Mitglieder. Wer zu ihnen gehört, kann ab einer bestimmten Stufe normalerweise nicht mehr „aussteigen". Dem niederrangigen, durch ein vergleichsweise harmloses Ritual in den Bund aufgenommenen Freimaurer war damals nicht bekannt, dass es innerhalb der Logen nochmals einen inneren Zirkel gibt – heute kann jeder, der sich dafür interessiert, sich im Internet über diese Strukturen informieren.

Dieser innere Zirkel wird vom Großmeister geleitet, der die Macht in Händen hält und bestimmt, wer aufsteigen darf. Erst bei der Aufnahme in den inneren Zirkel, die Initiation, wird man in die grausigen Details von Ritualen, Magie und die Anrufung ihres „Gottes" eingeweiht. Wer danach jemals versucht, wieder auszusteigen, hat sein Leben verwirkt. Denn im inneren Logenzirkel wird das Vorgehen von Wirtschaft, Banken und Politik nicht nur abgesprochen, sondern durch die Handlungen der Mitglieder und anderer naher Geheimbünde auch umgesetzt. Es ist ein weltweiter Kreis mit absoluter Verschwiegenheit.

***

Man fragt sich vielleicht, warum ich in all diesen Dingen unterrichtet wurde. Erst viele Jahre später begriff ich, dass ich auf einen bestimmten Lebensweg vorbereitet werden sollte. Aus demselben Grund sollte ich in der Schweiz in ein elitäres Internat gebracht werden. Man sagte mir, ich könne stolz sein, dort aufgenommen zu werden, da in diesem Internat alle adeligen Jugendlichen aus ganz Europa ihren gesellschaftlichen Schliff erhielten. Ich wehrte mich mit aller Kraft gegen diesen Plan, denn ich hatte mehr als genug davon, ein Modepüppchen zu sein. Also blieb mir dieses Internat erspart, da ich offenbar ein Proletarier sei und zu primitiv, um die adlige Welt wertzuschätzen. Die Verachtung meiner Mutter und meines Stiefvaters bekam ich jeden Tag in Form von Prügel zu spüren. Die Prügelattacken durch meine Mutter wurden immer ausgefeilter. Zu dieser Zeit waren wir bei der Peitsche angelangt, die sie mit großem Vergnügen auf meinem Körper einsetzte.

Gerettet hat mich sehr, sehr oft unser Jagdhund, den ich mit sechzehn Jahren von Nachbarn geschenkt erhielt. Er hatte als kleiner Welpe schon gelahmt, und niemand hatte ihn haben wollen. Dieser treue Hund versuchte oft, dazwischen zu gehen, und ging meiner Mutter sogar an die Kehle. Dann bekam er die Prügel für mich. Das Schreien dieses Hundes habe ich nie wieder aus meinen Ohren bekommen. Später verstand ich, dass sich dieser Hund zu meinem Schutz zur Verfügung stellte, denn diese Prügel hätte ich möglicherweise sonst nicht überlebt. Nachdem ich mit zwanzig Jahren von zu Hause fortgelaufen war, wurde er an einen Baum gekettet und erschossen. Als ich davon erfuhr, habe ich mir viele Jahre Vorwürfe gemacht, ihn nicht mitgenom-

men zu haben, aber es war mir einfach nicht möglich gewesen. Nach und nach verstand ich, dass meine Mutter zu diesem Zeitpunkt längst medikamentensüchtig war. Ich beobachtete, wie viele Benzodiazepine (Valium, Librium, Diazepam) sie täglich schluckte. Diese Psychopharmaka wirken zunächst angstlösend und beruhigend bzw. sedierend. Mein Stiefvater hatte den Schlüssel zum Drogenschrank seiner Firma und versorgte meine Mutter reichlich mit allem. Da Benzodiazepine schon nach wenigen Wochen süchtig machen und bei langfristiger Einnahme zu Halluzinationen und anderen schweren Nebenwirkungen führen, weiß ich heute, dass meine Mutter längst in einem Zustand war, in dem sie sich selbst zerstörte und auch mich zerstören wollte. Sie machte mich für ihren Zustand verantwortlich. Wenn ich nicht wäre, dann ginge es ihr gut. In ihren Augen war alles meine Schuld. Sie war so voller Verachtung und Hass! Wenn sie mich anschaute, sah ich in ihren Augen nur Dunkelheit. Beim gemeinsamen Essen kam es immer wieder vor, dass sie größere Messer nahm und nach mir warf. Nur meiner Reaktionsschnelligkeit habe ich es zu verdanken, dass ich keinen Schaden nahm. Diesen Vorgängen und der Prügel, die ich erhielt, schaute mein Stiefvater immer mit großem Vergnügen zu. Oft bewegte er dabei seine Hand rhythmisch in der Hose. Zu mir sagte er in solchen Momenten: „Du bist doch kein Mensch. Werde erst mal ein Mensch."

Zum Glück bemerkte man in der Schule, das mein Verhalten immer auffälliger wurde. Ich schlief oft während des Unterrichtes ein, sprach nicht mehr, konnte keinen Augenkontakt halten und ging allen aus dem Weg. Meine Schulleistungen waren entsprechend. Schwester Dora sorgte in einem Gespräch mit meiner Mutter und meinem Stiefvater dafür, dass ich ins Internat

wechseln durfte. So musste ich nur noch an den Wochenenden nach Hause. Ich bekam ein wenig Ruhe.

An den Wochenenden jedoch gingen die Torturen weiter. Ich war mit Hass und Prügel konfrontiert oder wurde bei gesellschaftlichen Verpflichtungen eingeführt. Ich mochte dieses Vorgeführtwerden im Ballkleid nicht. Mir wurde jedes Mal übel bis zum Erbrechen. Bis heute trage ich keine Kleider und Röcke, da sie immer noch dieses Gefühl des Erbrechens in mir auslösen. Immer wieder wurden mir Heiratskandidaten aus besten Häusern vorgestellt. Man sagte mir, eine solche Heirat würde mir ermöglichen, mein Leben lang nie arbeiten zu müssen. Ich hätte die Kerle samt und sonders nicht mit der Feuerzange anfassen mögen.

Man kam dann auf die Idee, dass ich den Wiener Opernball zu besuchen hätte, um dort als Debütantin aufgenommen zu werden. Der Wiener Opernball gilt weltweit als etwas sehr Besonderes, und man hatte sich geehrt zu fühlen, wenn man dort tanzen durfte und dabei internationale Kontakte zu Wirtschaft und Politik knüpfen konnte. Ich weiß nicht mehr, wie ich es schaffte, dass mir dies erspart blieb. Zum guten Ton gehörte außer Skifahren und Tennisspielen auch ein eigenes Pferd. Eines Wochenendes wurde mir, als ich aus dem Internat nach Hause kam, ein sehr schönes, sehr rassiges Pferd vorgeführt. Man hatte beschlossen, dass ich nicht nur reiten, sondern ab jetzt im Turnierreiten ausgebildet werde solle. Für mich war dies ein unerträglicher Gedanke, da ich wusste, dass ich das Tier mit Gerte und eventuell Sporen würde antreiben müssen, damit es springt. Ich weigerte mich, das Tier war weg, und ich durfte überhaupt nie wieder reiten. Ich war eine große Enttäuschung für meinen Stiefvater. Ich wurde zwischen meinem siebzehnten und zwanzigsten Lebensjahr immer rebellischer, habe nur noch wider-

sprochen, mich allem widersetzt. Ich glaubte innerlich zu ersticken. Egal wo ich zu Hause war, ich wurde bespuckt, geschlagen und so furchtbar beschimpft, dass mir oft Schläge lieber gewesen wären als diese verbalen Angriffe. Zur Strafe für meine Widersetzlichkeit durfte ich nicht mehr reisen und keinen Sport mehr betreiben. Während der Woche durfte ich im Internat bleiben, aber sobald ich nach Hause kam, wurde ich isoliert. Ich sehe diese Zeit als einen weiteren Versuch, mich zu brechen.

Über Nacht suchte ich oft einen Hochsitz im Wald auf und suchte nach Antworten, aber auch nach Ruhe. Ob meine Abwesenheit bemerkt wurde, weiß ich nicht.

Da ich nicht mehr reisen durfte und finanziell völlig abhängig von zu Hause war, suchte ich mir heimlich einen Ferienjob und fand eine Möglichkeit, als Krankenschwesterhelferin auf der Inneren Station eines Krankenhauses in der nächsten großen Stadt. Diese Eigeninitiative wurde geduldet und befürwortet. Es fiel Ärzten und Schwestern auf, dass ich die Fähigkeit hatte, mit Sterbenden umgehen zu können. Daher wurde ich zu den Sterbenden gesetzt. Ich habe mit ihnen Gespräche geführt, zugehört und ihnen die Hand gehalten, bis sie verstarben. Ich habe damals sehr viel über den Tod bei älteren Menschen lernen dürfen. Ich hatte den Tod aufgrund meiner Kindheit schon immer als die absolute Befreiung empfunden. Meine Erfahrungen waren für viele dieser Sterbenden eine Hilfe im Umgang mit ihren Ängsten und um die Begegnung mit dem Tod nicht als Bedrohung zu empfinden.

Oft wurden die Verstorbenen obduziert, und ich durfte diesen Obduktionen beiwohnen. Im Nachhinein ist mir deutlich, dass diese Fähigkeit, emotionslos bei der Organentnahme bis hin zum Öffnen des Gehirns zugegen zu sein, für mich ganz normal

war, was sich nur durch meine Geschichte erklären lässt. Da waren keine Berührungsängste oder Ekelgefühle. Ob meine fehlenden Reaktionen gesund waren, würde ich heute in Frage stellen.

Bevor die endgültige Isolation begann, gab es noch eine Begebenheit im Internat. Die Internatsleiterin kam während des Mittagessens zu mir an den Tisch und schien sehr beeindruckt, als sie mich informierte, dass ein renommierter, bekannter Politiker angerufen habe. Abends würde ich abgeholt werden zu Unterweisungen in die Politik dieser Partei. Der Politiker wurde mein Mentor. Ich erhielt Schulung und Einblick und wurde auf dem nächsten Parteitag dem maßgeblichen Spitzenpolitiker vorgestellt. Man unterbreitete mir, dass ich als jüngstes Mitglied der Partei für den Landtag kandidieren solle. Das gefiel mir. Ich träumte davon, alles Mögliche für die Menschen tun zu können. Doch dieser Zahn wurde mir sehr schnell gezogen. Man machte mir klar, dass ich die Parteilinie zu vertreten hätte und nicht meine eigene Ansicht, wenn ich in meiner politischen Karriere gefördert werden wollte. Da ich mich mein Leben lang nur Dogmen hatte unterordnen müssen und das nicht mehr ertragen konnte, bin ich weggelaufen und weigerte mich von da an, mich noch einmal auf dieses Spiel einzulassen. Erst Jahre danach verstand ich die Zusammenhänge. Die für mich geplante Karriere war ein „abgekartetes Spiel“, und ich war der Einsatz.

Nach dieser Weigerung, mich als politische Marionette benutzen zu lassen, war ich in den Augen meines Stiefvaters nichts mehr wert und taugte für nichts. Mein Leben war nur noch der reinste Horror. Man sprach nicht mehr mit mir. Die Prügeleien meiner Mutter wurden immer mehr und heftiger. Auch nachts, wenn ich schlief, kam sie in mein Zimmer und schlug auf mich ein. Es gab keine Sicherheit. Mir wurde alles verboten. Vor dem

Zimmer, in dem ich schlief, waren plötzlich Gitterstäbe angebracht worden. Nebenbei hatte ich das Abitur gemacht und war sofort danach aus der Kirche ausgetreten. Ich immatrikulierte in Biologie. Da ich finanziell abhängig war und oft ohne Geld gelassen wurde, aber vor allem auf der seelischen Ebene immer verwirrter und verzweifelter wurde, habe ich nach ein oder zwei Semestern mein Studium abgebrochen und bin nach Hause zurückgekehrt. Mein Stiefvater ließ seine Verbindungen spielen, und es war vorgesehen, dass ich entweder bei einer renommierten Bank oder bei der Post ausgebildet werden und Karriere machen sollte. Aber ich weigerte mich, saß nur noch zu Hause und gab mich auf.

In dieser kurzen Zeit zwischen meinem neunzehnten und 20. Lebensjahr verfiel ich in depressive Symptome, bekam Fressattacken, und meine Gastritis wurde immer schlimmer. Ich wurde leicht übergewichtig und lagerte immer mehr Wasser im Körper ein. Wegen der Magenschmerzen wurde mir Schnaps gegeben, der auch erst einmal half. Ich vernachlässigte meine Hygiene und saß nur noch passiv herum. Man brachte mich in die Uniklinik, und dort wurde ich komplett untersucht. Die Befunde waren so drastisch, dass sich der Chefarzt selbst um mich kümmerte. Man stellte fest, dass meine Nieren nicht mehr arbeiten konnten und ich erste Vergiftungserscheinungen hatte. Mein Magen ergab bei der Untersuchung mit einer Magensonde einen Befund, der nach ärztlicher Aussage zu einer 65-jährigen Frau gepasst hätte. Er war völlig vernarbt, und man machte mich darauf aufmerksam, dass ich in höchstens fünf Jahren vermutlich einen Magendurchbruch erleiden würde. Da man Darmkrebs vermutete, wurde eine Darmspiegelung angeordnet. Man stellte fest, dass auch der Darm viele Narben aufzeigte, die auf den ana-

len Missbrauch zurückgingen. In einem Gespräch empfahl man mir eindringlich, mein Elternhaus „ so schnell wie möglich zu verlassen“. Dies teilte man auch meiner Mutter mit. Sie war auf das Äußerste empört und wollte die Ärzte wegen Verleumdung verklagen. Um Ruhe in die Situation zu bringen, schenkte man mir großzügig eine Mittelmeerkreuzfahrt. Bedauerlicherweise begleitete mich meine Mutter. In der Zeit unserer Abwesenheit glättete mein Stiefvater mit seinen Beziehungen die Wogen, und der Befund war vom Tisch. Während der Mittelmeerkreuzfahrt gingen die Schläge und das Haareausreißen in der Kabine weiter. Aber auch da fanden sich Menschen, die mir heimlich rieten, ich solle meine Mutter verlassen. Man hörte wohl in den Nachbarkabinen, was sich bei uns zutrug.

Kurz nach unserer Rückkehr von dieser Reise griff meine Mutter mich ohne jede Vorwarnung mit der Peitsche an und schlug immer weiter. Ich warnte sie nur noch, aufzuhören, und dann weiß ich nichts mehr. Ich erinnere mich an ein Rauschen im Kopf und dass ich Rot sah. Als ich wieder zu mir kam, sah ich meine Mutter auf dem Boden liegen. Ich hatte versucht, sie umzubringen. Danach wurde ich von meinem Stiefvater in mein Zimmer gesperrt, das von außen abgeschlossen wurde. Ich weiß bis heute nicht mehr, wie viele Tage oder Wochen ich in dem Zimmer eingesperrt war. Man öffnete die Tür nur kurz, um mir Essen zu reichen. Mein Stiefvater meinte, dass sie sich vor mir schützen müssten. Eines Nachts ging die Tür auf, und meine Mutter begann wieder, auf mich einzuschlagen. Ich sprang aus dem Bett.

Ich weiß nicht, was sie in diesem Moment in meinen Augen sah, aber sie schien Angst vor mir zu haben und versuchte aus meinem Zimmer zu fliehen. Ich knallte die Tür zu und erwisch-

te ihren Arm. Angeblich habe ich ihn ihr gebrochen. In dieser Nacht wurde mir endgültig bewusst, dass ich gehen musste, oder wir würden einander umbringen. Das Bedürfnis, sie zu töten, war übermächtig in mir. Auch in den Jahren zuvor hatte ich immer wieder diesen Gedanken gehabt. Aber letztendlich lohnte es sich nicht, für einen Mord an meiner Mutter auch noch ins Gefängnis zu gehen und mein Leben eigenhändig noch mehr zu zerstören.

Da sie die Tür offengelassen hatte, bin ich in dieser Nacht fortgegangen und nie wieder zurückgekehrt.

***

Die nachfolgende Zeit liegt bis heute wie in einem Nebel vor mir. Ich wusste nicht wohin und fuhr einfach in die nächste Stadt. Sehr viel Geld hatte ich nicht, nur einen Koffer mit teuren Kleidern und meine Papiere. Ich verbrachte den Rest der Nacht auf einer Bank am Fluss. In den nächsten Tagen und Wochen rutschte ich vom „reichen", äußerlich gut ausgestatteten jungen Mädchen in eine Armut ab, die ich nicht gekannt hatte. Ich hatte weder Orientierung noch Struktur noch gedankliche Klarheit. Es war, als hätte sich der Boden unter mir aufgetan. Ich war wie betäubt. Später erklärte mir die Psychiaterin, dass unser Nervensystem einen Schutzmechanismus besitzt, der greift, wenn eine Situation unerträglich geworden ist, wie das „Rot sehen" oder das Gefühl von Betäubung, das ich jetzt erlebte.

Außer etwas Geld hatte ich nur den Schmuck, den man mir zum Abitur geschenkt hatte, mitgenommen. Ein wertvolles Weißgoldarmband und einen Weißgoldring mit Saphiren sowie eine Weinprobierschale aus Silber mit Rotschildwappen. Ich

hatte diese Schale in Frankreich auf einem Weingut geschenkt bekommen, als ich meinen Stiefvater dorthin begleitete. Mein Stiefvater war mit Rothschild befreundet. Woher ich wusste, dass es Pfandleihhäuser gab, weiß ich auch nicht, aber dort löste ich meine Habseligkeiten gegen Geld ein.

Ich versuchte, Arbeit zu finden und ging zum Arbeitsamt. Wie sich herausstellte, brauchte ich eine Lohnsteuerkarte. Die bekam ich jedoch nicht, denn dazu waren ein fester Wohnsitz und ein gültiger Personalausweis nötig. Mein Personalausweis war zwar nicht abgelaufen, aber trotzdem aus unerklärlichen Gründen ungültig, und die Behörde konnte mir rätselhafterweise auch keinen neuen ausstellen. Jahrzehnte später erahnte ich die Ursachen für das ganze Ausmaß meines Elends in dieser Zeit. Hinter allen Widrigkeiten und Blockaden wie einem ungültigen Personalausweis, dem ständigen Verlust von Jobs und vielem mehr steckten meine Familie und der Geheimbund, dem sie sich verschworen hatte. In diesen Kreisen läuft man nicht weg. Aber das weiß ich erst heute. Ich stand, ohne es zu ahnen, unter permanenter Beobachtung. Daher wusste meine Familie auch immer, wo ich mich aufhielt.

Dann tauchte plötzlich meine Mutter mit der Polizei auf. Sie nahmen mich mit zum Verhör. Meine Mutter hatte mich wegen versuchten Mordes oder Totschlags an ihr angezeigt. Ich wurde den ganzen Tag verhört. Was man mir konkret vorwarf, weiß ich nicht mehr, ich war wie in einem Trancezustand. Alles war so unwirklich. Nach der Befragung oder dem Verhör ließ man mich gehen. Der einzige Kommentar des Kommissars war: „Gehen Sie nach Hause. Ihre Mutter ist verrückt.“ Ich hörte nichts mehr davon. Bis heute ist diese Begebenheit nebulös geblieben.

Einige Tage später lernte ich eine Frau kennen, als ich auf

einer Bank saß, und wir sprachen miteinander. Sie gab mir den Tipp, dass ein Bistro am Bahnhof eine Bedienung suchen würde. Sie hatte dort früher selbst gearbeitet. Sie sagte, ich solle sie als Referenz angeben. Sie gab mir noch eine Adresse und die Telefonnummer eines Wohnungsvermieters, mit dem ich reden sollte wegen eines Zimmers, da er es mit Papieren nicht so genau nehmen würde. Ich bekam auch das Zimmer, ohne Kaution zu hinterlegen. Ich hatte zwar keine Möbel und kein Bett, aber endlich eine Bleibe und einen Job. Abends musste ich hinter dem Tresen Getränke ausschenken und die Gäste bedienen. Was ich nicht wusste: Der Inhaber war auch Bordellbesitzer und vermittelte seine Bedienungen gern nach der Arbeit an Gäste. Er bot mich den Gästen an, aber ich weigerte mich, und er ließ mich in Ruhe. Dafür steckte er das Trinkgeld ein, das ich bekam, und ich wagte nicht zu widersprechen. Ich fühlte mich klein und minderwertig. Ich konnte ja froh sein, überhaupt leben zu dürfen. Damals griff in mir ein Gefühl, nichts mehr wert zu sein, aber irgendwie weitermachen zu müssen.

Wochen später sprach mich auf der Straße die Konkurrenz des Bistros an und bot mir einen Job hinter dem Tresen tagsüber an. Was ich zu dieser Zeit nicht wusste war, dass ich in das Rotlichtmilieu geraten war. Dort herrschen besondere Gesetze und Absprachen. In den meisten Städten sind Kneipen mit zweifelhaftem Ruf und die Animierbars zu über 90% im Besitz einer bestimmten ethnischen Gruppe, die auch das Zuhälterwesen kontrolliert. Die Eigentümer sind sich untereinander oft spinnefeind, aber nichts davon dringt aus dieser verschworenen Gemeinschaft nach außen, so dass die Polizei keine Chance hat. Ich nahm das Angebot des neuen Bistrobesitzers an und kündigte meinen bisherigen Job. Mein neuer Arbeitsplatz war der tägliche Treffpunkt

der Zuhälter. In diesem Lokal besprachen sie ihre Geschäfte. Instinktiv ahnte ich, dass ich nichts von dem, was ich hörte, weitererzählen durfte. Ich habe in dieser Zeit sehr viel über die Strukturen des Prostituierten- und Zuhältermilieus gelernt.

Ich erinnere mich an ein junges Mädchen von 18 Jahren. Sie war von zu Hause weggelaufen und lebte mit einem dieser Zuhälter. Er staffierte sie aus und ging mit ihr aus wie mit einer Freundin. Doch eines Tages verlangte er hierfür Gefälligkeiten von ihr. Sie wollte nicht, und ich habe miterlebt, wie sie geschlagen und unter Druck gesetzt wurde. Sie sollte ihm nur einen einzigen Gefallen tun und nur einmal mit einem seiner Geschäftsfreunde schlafen. Er habe doch so viel für sie getan – wenn sie ihn lieben würde, würde sie es tun. Es war keine Bitte, es war ein Befehl. Sie kam dem nach, und nach einer gewissen Zeit war sie soweit, dass sie auf den Strich geschickt werden konnte. Wenn eine der Frauen in der Nacht einen guten Umsatz brachte, wurde sie zur Belohnung mit ins Bistro gebracht. Sie musste sich still verhalten. Als dieses junge Mädchen sich nicht an die Regel hielt, stand ihr Zuhälter auf und verpasste ihr eine so schallende Ohrfeige, dass sie vom Barhocker fiel. Sie lächelte befriedigt und setzte sich wieder. Sie hatte seine Aufmerksamkeit bekommen, wenn auch in Form von Schlägen, aber auch das kann „Liebe“ sein.

Man hat natürlich versucht, mich ebenso für diese nächtlichen Geschäfte einzuspannen. Wie immer lehnte ich ab. Ich schien von ihnen „geschätzt“ zu werden, denn sie sprachen mit mir, wenn sie auf ihre Kollegen warteten, über ihre Kindheit und den Hass auf ihre Mütter. Die meisten dieser Männer waren in Kinderheimen aufgewachsen. Ich sah sie Cannabis rauchen. Natürlich bot man mir Cannabis großzügig an, aber ich lehnte dankend ab. Sie sprachen in meiner Gegenwart offen über ihre

Geschäfte. Vieles davon war nicht legal, und ich schwieg. An solchen Tagen wurde mir ein üppiges Trinkgeld gegeben, und nach kurzer Zeit konnte ich mir ein Bett und andere Möbel kaufen. Ich beobachtete aber auch die Verbindungen der Zuhälter zu Polizei und zum Gesundheitsamt. Einige der Beamten erhielten gefüllte Kuverts und schauten dafür weg.

Es gab hier und da auch polizeiliche Razzien. Da wurde auch schon mal geschossen und jemand abgeführt. Aber der Zusammenhalt unter den Zuhältern ist sprichwörtlich. Ihre Verbindungen reichten schon damals in alle westlichen Länder. Sie kannten sich und unterstützten sich, wenn eine der Frauen in ihrem „Besitz“ weggelaufen war und gesucht wurde. Frauen, die wegliefen, wurden immer zurückgebracht, in der Regel völlig zerschunden und zerschlagen. Man fand die Frauen, auch wenn sie es bis nach Italien oder Österreich geschafft hatten. Mir wurde, wenn ich diese Dinge mitbekam, wieder einmal sehr deutlich: Diese Systeme haben eine ungeheure Macht, man kann ihnen praktisch nicht entrinnen, und es ist ihnen ein Leichtes, den Aufenthaltsort von Entflohenen herauszufinden.

Eines Tages kamen die Zuhälter am Nachmittag alle sehr fröhlich und in Feierlaune. Ich musste etliche Flaschen mit sehr teurem Champagner öffnen. Man feierte den Ausgang eines Gerichtsprozesses. Einer von ihnen war wegen Mord angeklagt gewesen und freigesprochen worden. Man triumphierte, da ihre Zeugen beeidet hatten, dass sich der Angeklagte zur Mordzeit an einem anderen Ort aufgehalten hatte. Sie sagten damals zu mir: „Merke Dir eins: Bei Gericht gewinnt der, der besser lügt.“

***

Ich habe meinen Job gemacht, aber ich war sehr einsam, und wenn ich in mein Zimmer kam, war da nichts und niemand. Ich bemerkte nicht, dass ich wohl zunehmend depressiv wurde. Ich fühlte mich ohnmächtig, und für mich schien es keine Zukunftsperspektive zu geben. Ich verfiel immer mehr in Hoffnungslosigkeit, Einsamkeit und spürte keine Freude mehr in mir, es schien alles Grau in Grau zu sein. Ich wollte nicht mehr.

Eines Spätnachmittags lief ich in dieser großen Stadt von einem Pfarrhaus zum nächsten und habe um Hilfe gebeten oder fast schon gefleht. Es liegt eine bittere Ironie darin, dass ich mich ausgerechnet an die Kirche wandte, obwohl ich in diesen Kreisen so furchtbar missbraucht worden war. Aber dieses Phänomen kennt man aus der Psychiatrie. Menschen kehren zu ihrem Peiniger zurück, weil sie nie etwas anderes an „Vertrauen" erlernt haben. Ich wurde überall abgewiesen, obwohl ich mitteilte, dass ich nicht mehr leben wolle und dringend Hilfe bräuchte. Die Türen gingen zu. Ich kehrte in mein Zimmer zurück und sah am Ende des Tunnels kein Licht, nur Dunkelheit, keine Hoffnung. Ich hatte den inneren Kontakt zu mir verloren und mich aufgegeben. Während der letzten Zeit in meinem Elternhaus hatte ich etwa sechzig Valiumtabletten (Benzodiazepine) gesammelt. Ich beschloss, mein Leben zu beenden. Ich nahm jeweils eine Tablette, und nach der sechsten schlief ich ein. Als ich wieder aufwachte, fühlte ich große Kraft und Energie in mir. Ja, ich wollte leben und wissen, wie es weitergeht. Die restlichen Tabletten warf ich weg.

Nun nahm ich mein Leben in die Hand. Im Internat hatte ich auch Stenografie, Buchhaltung und Maschinenschreiben gelernt. Ich studierte die Stellenangebote für Sekretärinnen und

fand einen Job als Dolmetscherin beim US-amerikanischen Militär. Merkwürdigerweise hatte ich diesmal keine Mühe, Lohnsteuerkarte und Personalausweis ausgehändigt zu bekommen. Erst bei Dienstantritt wurde mir klar, dass ich in diesem Job Soldatin war. Ich wurde mit Uniformen und Waffe ausgestattet und erhielt auf einer anderen Basis eine Grundausbildung. Nach der Rückkehr erhielt ich den Rang eines Unteroffiziers (Sergeant). Bis zu meinem Ausscheidens aus der Army stieg ich den Rang eines Unter-Leutnants auf (Lieutenant). Ich bekam viele Ausbildungen, wie ein spezielles Überlebenstraining für den Fall eines Atomkrieges, und lernte bei den NATO-Manövern das Funken. Ich war in einer Kompanie von 130 Männern die einzige Frau. Ich war gern Soldatin und diente als Dolmetscherin in einer Sondereinheit.

Während meiner ersten Wochen beim US-Militär stand eines Abends mein Stiefvater vor dem Haus, in dem ich meine kleine Wohnung hatte. Er forderte mich auf, nach Hause zurückzukehren, weil meine Mutter es verlange. Ich sagte nein. Er bot mir mit notarieller Beglaubigung ein Haus zu meiner lebenslänglichen Verfügung an und eine hohe Monatsrente bis zum Lebensende. Aber dafür müsse ich mich verpflichten, bei ihnen zu bleiben. Es war einer meiner schönsten Momente, als ich ihm antwortete: „Ich bin nicht käuflich. Nichts auf dieser Welt bringt mich zu euch zurück." Das Gesicht meines Stiefvaters habe ich sehr genossen. Ich hätte das Geld gut gebrauchen können, aber dieser Moment war meine Freiheit. Im Gehen drehte er sich nochmals um und richtete mir von meiner Mutter aus, dass ich es nie wieder wagen solle, vor ihrer Tür zu erscheinen. Nicht mal ein Glas Wasser würde man mir reichen, selbst wenn ich am Verrecken wäre.

Ein Dreivierteljahr später tauchten plötzlich mein Vater und meine Großmutter väterlicherseits auf. Beide hatte ich seit der Scheidung meiner Mutter nicht mehr gesehen. Mein Vater wollte mit mir reden, da meine Mutter ihn angerufen hätte. Sie mache sich solche Sorgen um mich. Und er auch, denn man hatte ihm erzählt, dass ich drogenabhängig sei und als Prostituierte arbeiten würde. Meine Großmutter flehte mich an, ein christliches, moralisches Leben zu führen. Sie hatte mir meinen Lieblingskuchen gebacken. Ich versicherte, dass die Geschichten über mich nicht wahr seien, aber man glaubte mir nicht. Einen Tag später ging ich zu einem Anwalt und ließ ein Schreiben an meine Mutter verfassen, dass sie die Verleumdungen zu unterlassen hätte, oder ich würde juristische Schritte einleiten. Ich fühlte mich unter Druck, sie in ihre Schranken zu weisen, denn ich hatte kurz zuvor einen neuen Arbeitsvertrag mit einem Generalkonsulat für ein Land des Nahen Ostens abgeschlossen und wollte meinen Ruf auf keinen Fall zerstören lassen. Ich war knapp 22 Jahre alt. Damals begriff ich noch nicht, dass meine Mutter und mein Stiefvater unter großem Druck durch ihren Geheimbund standen. Sie hatten die Verantwortung dafür getragen, dass die Pläne mit mir umgesetzt werden würden. Und ich war weggelaufen. Dafür hatten sie sicherlich ihren Preis zu bezahlen.

Als ich den Arbeitsvertrag mit dem Generalkonsulat in einer anderen Stadt unterschrieben hatte, beschloss ich, mich einfach heimlich davon zu machen.

***

Ich trat meine Arbeit als Sekretärin des Generalkonsuls an und erlebte alle Konsularmitarbeiter wie eine große Familie, in die ich mit einbezogen wurde. Ich freundete mich mit der stellvertretenden Generalkonsularin an, und sie brachte mir die Zusammenhänge der Diplomatie ihres Landes, aber auch viel über Internationale Diplomatie bei. Eines Morgens betrat ich das Generalkonsulat und erfuhr, dass mein Chef mich sofort zu sprechen wünsche. Er schien sehr verärgert und teilte mir mit, dass am Tag zuvor meine Mutter und mein Stiefvater im Generalkonsulat vorgesprochen hatten, um den Generalkonsul darüber aufzuklären, mit wem sie es bei mir zu tun hätten. Er war über meine angebliche kriminelle Vergangenheit mit Drogenkonsum und Prostitution informiert worden, und man hatte ihn aufgefordert, mich umgehend zu entlassen.

Mein Chef teilte mir mit, dass er meine Mutter und meinen Stiefvater des Generalkonsulates verwiesen habe. Dies war möglich, da ein Konsulat zu dem territorialen Hoheitsgebiet des von ihm vertretenen Landes gehört. Der Konsul hatte ihnen für die Zukunft ein Hausverbot erteilt. Ich behielt meine Arbeit, und dieser Vorfall wurde nie wieder erwähnt. Eines Abends wurde ich zu Hause von der Kriminalpolizei angerufen. Man teilte mir mit, ich würde zur Residenz des Generalkonsuls abgeholt, da der deutsche Geheimdienst Kenntnis von einem Attentatsplan erhalten hätte. Mitten im Gespräch sagte der Kommissar plötzlich: „Wir brechen das Gespräch ab und kommen direkt bei Ihnen vorbei.“ Einige Tage später kam dieser Kommissar zum Generalkonsulat und informierte mich leise unter vier Augen darüber, meine Telefonleitung werde abgehört und ich stehe offenbar un-

ter Beobachtung. Wer diese Maßnahme angeordnet hatte und warum, hatte er nicht feststellen können.

Zu meiner Tätigkeit gehörte auch, dass ich mit dem Generalkonsul deutsche Gefängnisse besuchte, um die dort einsitzenden Staatsbürger des Konsularlandes zu betreuen. Bei diesen Gesprächen mit den Gefangenen sah ich viele körperliche Verletzungen, die von Misshandlungen stammten. Offensichtlich wurde in deutschen Gefängnissen geschlagen, geprügelt und gedemütigt, obwohl dies offiziell in den Medien immer abgestritten wurde.

Ich war für Amtshilfeersuchen in deutscher Sprache zuständig. Wir bekamen Briefe von in Deutschland lebenden Familien, die aus dem von uns vertretenen Land stammten. Viele dieser Familien baten um Hilfe, da ihre Kinder in den staatlichen deutschen Schulen nachmittags islamischen Unterricht erhielten. Bei diesem Unterricht kam es oft zur Anwendung von Schlägen und zu einseitig islamistischer politischer Schulung. Ich schrieb an das Kultusministerium ein Ersuchen, diesen Vorfällen nachzugehen und sie zu unterbinden, da das Landesgesetz diese Art von islamischem Unterricht nicht gestatten würde. Die Antwort des deutschen Ministeriums lautete: „Wir sind ein demokratisches Land. Jeder darf hier seine Religion frei ausüben. Wir sehen keinen Handlungsbedarf." Mein Chef im Konsulat war außer sich, und seine Worte habe ich nie wieder vergessen: „Das ist der Anfang von islamischem Terrorismus. Ihr werdet noch sehen, was ihr davon habt." Mein damaliger Chef wurde einige Jahre später zum Außenminister seines nahöstlichen Landes ernannt.

Jeden Monat erhielten wir eine „streng vertrauliche" Mitteilung des deutschen Innenministeriums. Botschaften und Generalkonsulate wurden über Vorgänge des Inneren detailliert inhaltlich informiert. Was für ein Informationsunterschied zu

den offiziellen Abendnachrichten! Wir als Bevölkerung erhalten nur einen geringen Bruchteil der Informationen. Eine meiner weiteren Aufgaben war es, anlässlich eines Staatsfeiertages einen Empfang zu organisieren. Die Gästeliste war erlesen und enthielt unter anderem auch Bundesrichter. Bei Tisch hatte ich damals Gelegenheit, mit einem der führenden Bundesrichter ein Gespräch zu führen. Ich fragte ihn, ob es denn Gerechtigkeit in den Urteilen gäbe. Er schaute mich an, lachte und erwiderte: „Es gibt keine Gerechtigkeit. Wir sprechen Recht. Und darin liegt ein großer Unterschied."

Ich lernte meinen ersten Mann kennen, mit dem ich nach meiner Zeit im Generalkonsulat in ein anderes Bundesland zog. Wir heirateten und ließen uns dreizehn Jahre später wieder scheiden. Aus dieser Ehe, die mich nicht im Kern meines Wesens berührt hat, stammen zwei inzwischen erwachsene Töchter.

In der neuen Stadt fand ich zunächst bei einem namhaften Lebensmittelkonzern eine Assistentenstelle in der Presseabteilung. Zunächst schien ein gutes Auskommen mit meinem Chef möglich. Aber dann wurde er mir gegenüber nervöser, beleidigte mich, setzte mich als Frau herab. Ich ließ mir diese Behandlung wochenlang gefallen und rätselte über die Ursache. Dann konfrontierte er mich damit, er habe „gehört", dass ich eine Diebin sei, einen schlechten Ruf hätte und als Frau der letzte Dreck sei. Meine Reaktion war ähnlich wie damals, als meine Mutter endgültig zu weit gegangen war. Mir rauschte es im Kopf, ich packte meinen Chef am Hals und knallte ihn mit dem Rücken gegen den Garderobenständer. Ich sah die Angst in seinen Augen. Ich ging rückwärts zur Tür, direkt zur Geschäftsleitung, zeigte mich selbst an und kündigte. Man sah von einer Anzeige wegen Körperverletzung ab.

Durch einen „Zufall“ hörte ich von einem Job bei einem bekannten Zoologen und erhielt eine Stelle als Sekretärin. Diese Stelle verließ ich auf eigenen Wunsch nach drei Monaten wieder. Aber in dieser kurzen Zeit erhielt ich intensive Einblicke, welche guten Kontakte man zu den politischen Stellen im Ausland „pflegen“ musste, um Aufenthaltserlaubnisse und Drehgenehmigungen zu erhalten. Der Zoologe musste, um seine wunderbaren Tierfilme drehen zu können, viele Zugeständnisse machen, was Menschenrechte, politische Verfolgung, das Diamantengeschäft in Afrika betraf. Es war nicht meine Welt.

Ich wechselte als Assistentin zu einer anderen Botschaft für ein Land des Nahen Ostens, das in dieser Stadt eine Vertretung unterhielt. Ich selbst unterstand jedoch direkt der Botschaft. Ich war dafür zuständig, Diplomaten zu unserer Vertretung zu bringen sowie inoffizielle Treffen und Gespräche zu arrangieren. In dieser Zeit habe ich sehr viel über die Netzwerke der internationalen Politik gelernt.

***

Als ich 25 Jahre alt war, wurde meine ältere Tochter geboren und drei Jahre später ihre Schwester. Meine Kinder waren etwas sehr Besonderes für mich, und mit ihnen lebte ich Gefühle und Zuneigung.

Meine ältere Tochter schrie sehr viel. Ich konnte das Schreien nicht ertragen. Es ließ mich so sehr leiden, und ich hatte das Gefühl, meine Nerven würden durchdrehen. Heute weiß ich, dass das Schreien und Weinen in mir den Schalter zu meiner Kindheit aktivierte und zu dem Leiden der gequälten Kinder, das

ich ohnmächtig hatte mitansehen müssen. Ich stand dann völlig neben mir und war hilflos. Wie sollte ich damit umgehen? Ich habe es ertragen und ausgehalten, aber keine Lösung gefunden. Sobald meine Tochter weinte, versuchte ich sie zu beruhigen. Von meinem Umfeld wurde mir immer wieder geraten, sie endlich schreien zu lassen und nicht zu verzärteln. Heute bin ich froh, dass ich nicht auf diese Ratschläge gehört habe, auch wenn es in erster Linie geschah, weil ich das Weinen meines Kindes aus meiner eigenen Traumatisierung heraus einfach nicht ertragen konnte.

Mit acht Monaten bekam meine ältere Tochter einen Fieberkrampf. Ich brachte sie in die Uniklinik. Dort lag sie fixiert im Bett, eine Infusion war direkt an ihre Kopfvene angeschlossen. Wie mich das an viele furchtbare Situationen in meiner Kindheit erinnerte! Ich litt mit meiner Tochter und mit meinen Erinnerungen. Bis zu ihrem zweiten Geburtstag bekam sie eine fiebrige Angina nach der anderen. In der HNO-Klinik stellte man fest, dass ihr Innenohr voller Eiter war, und ich bekam einen OP-Termin. Vor dem Termin stieg das Fieber auf 41,5 Grad. Ich brachte ein bewusstloses Kind in die Klinik. Sie wurde notoperiert und bekam beiderseits „Paukenröhrchen“ in das Trommelfell eingesetzt, damit der Eiter abfließen konnte. Aber meine Kleine wachte nicht aus der Narkose auf. Sie lag im Koma. Der behandelnde Arzt sagte mir damals wortwörtlich: „Ihr Kind liegt im Sterben, trotz aller medizinischer Maßnahmen. Wir können es uns nicht erklären. Sie können den Sarg bestellen.“ Diese Worte haben sich mir ins Gedächtnis gebrannt. Ich war so verzweifelt, dass ich am nächsten Tag meine Mutter anrief und sagte: „Mutti, mein Kind liegt im Sterben.“ Ihre Antwort war: „Das geschieht Dir recht. Das ist die Strafe Gottes.“ Sie meinte den von ihr angebete-

ten dämonischen Gott der Folternächte. Wie durch ein Wunder wurde meine Tochter wieder gesund.

Mein Mann verdiente kaum Geld, und was er verdiente, landete nur zu einem geringen Teil bei mir. Es kam eine Zeit, wo wir mehrere Monate lang die Miete nicht mehr bezahlt hatten. Bei einer Gelegenheit hatte ich nicht einmal mehr Geld, um meinen Kindern das Notwendigste zu essen zu kaufen. Wieder rief ich, wie als Kind, flehend nach oben zum Himmel: „Helft mir!“ Ich verließ das Haus, und da lagen tatsächlich 100 D-Mark auf der Straße. Das verschaffte mir ein wenig Luft und machte mir Mut.

Aufgrund der Mietrückstände verloren wir unsere Wohnung. Das Gericht hatte kein Einsehen, obwohl ich nachweisen konnte, dass meine Tochter krank war und sehr ungewöhnliche Umstände zu meinen Mietschulden geführt hatten. Mein Mann war in sein Heimatland zurückgekehrt und hatte uns im Stich gelassen. Das Amtsgericht fasste den Beschluss, dass die Wohnung geräumt werden müsse. Meine Kinder sollten ins Kinderheim kommen und ich ins Obdachlosenheim. In der Zeit bis zum Räumungstermin habe ich verzweifelt versucht, eine andere Wohnung zu bekommen. Aber erst als ich direkt ins Vorzimmer des Oberbürgermeisters eindrang, mich weigerte zu gehen und damit drohte, die Presse einzuschalten, hörte man mich an. Innerhalb von zwei Wochen bekam ich eine Sozialwohnung. Gesundheitlich ging es mir in dieser Zeit immer schlechter. Es schien, als hätte ich Herzrhythmusstörungen, jede Nacht erbrach ich mich und hatte Durchfall. Meine Nerven lagen blank. Ich kämpfte nur ums Überleben und fühlte mich vom Schicksal bestraft. Bis heute fällte es mir schwer, an diese Zeit zurückzudenken. Sie war wie ein Alptraum.

Wir zogen in die neue Wohnung, und ich bekam das Leben mit meinen Kindern einigermaßen den Griff. Mein Verhalten im Tagesablauf war jedoch nach wie vor von vielen Mustern geprägt, die in der Vergangenheit entstanden waren.

Als meine Kinder siebzehn und vierzehn waren, lernte ich meinen zweiten Mann kennen, der mir sehr viel Unterstützung, Verständnis, Vertrauen und Liebe gab und gibt. Er machte mir immer wieder Mut, den Umgang und die Aufarbeitung meiner Vergangenheit in Angriff zu nehmen. Er war oft einfach da, hörte kommentarlos zu und hielt mich im Arm.

Er unterstützte mich auf meinem Weg, was immer ich tat. Kein Einsatz war ihm zu viel. Er ist und bleibt mein bester Freund.

***

Meine Kindheit war eine Aneinanderreihung vieler traumatisierender Ereignisse und Turbulenzen. Die Folgen waren Panikattacken, Ängste, neurotische Verhaltensmuster, Unruhe, Kontrollzwänge, Aggressionen, Gewaltbereitschaft, notorischer Widerstand, Rebellion, Helfer- und Rettersyndrom sowie unzählige körperliche Störungen. Man versteht sich in vielen Situationen und mit vielen Reaktionen selbst nicht.

Ein Beispiel: Immer wenn mein Mann ein großes Fleischmesser in der Küche liegen ließ, musste ich gegen den Impuls ankämpfen, es zu nehmen und ihn aufzuschlitzen. Dieser Drang war so stark in mir, dass ich ihn, um uns beide zu schützen, bat, alle diese Messer wegzuschließen. Einmal wollte mein Mann sich einen aus seiner Sicht harmlosen Spaß erlauben und hielt die Badezimmertür von außen zu. Da unser Bad, wie mein Ker-

ker während der Folternächte früher, kein Fenster besaß, durch das ich hätte fliehen können, geriet ich in Panik und versuchte die Tür einzutreten. Als er daraufhin erschrocken öffnete, sprang ich ihm an die Kehle und hätte ihn am liebsten umgebracht. So reagierte ich in vielen Situationen, für mich selbst überraschend, anders als „normale“ Menschen.

Ich spürte die Ablehnung meiner Umgebung, die mich für komisch und absonderlich hielt. Man ist auch selbst irritiert, weil man nicht so handeln oder sprechen möchte. Irgendwann akzeptierte ich meine „Verrücktheiten“. Ich isolierte mich von anderen Menschen und blieb für mich, um nicht anzuecken oder mich rechtfertigen zu müssen. Ich ging den Anderen aus Angst aus dem Weg und hatte keinerlei Kontakte. Wenn jemand, den ich nicht näher kannte, mir die Hand auf den Arm legen wollte, oder wenn mein Mann mich überraschend von hinten umarmte, verlor ich die Fassung.

Wie oft habe ich impulsiv nach meinem Mann geschlagen, getreten oder ihn gebissen. Wie oft bin ich nachts in die Natur weggelaufen, weil mir das Schlafzimmer zu eng wurde und ich asthmatische Erstickungsanfälle bekam. Jede Nähe fühlte sich als bedrohlich an, als sei ich völlig ohnmächtig.
Niemand durfte meine Kinder anfassen. Ich war getrieben von der Angst, dass man auch sie missbrauchen könnte.

Ich habe nie mit ihnen über meine Vergangenheit gesprochen, und doch spürte meine jüngere Tochter, dass etwas mit mir nicht stimmte. Sogar meine Ängste übertrugen sich. Erst vor wenigen Wochen erzählte sie mir, dass sie seit ihrer Kindheit unerklärlicherweise eine Schlangenphobie habe und schon mit sechs Jahren Bilder von Männern vor ihrem inneren Auge hatte, die sie missbrauchen wollten. Ich erzog meine Töchter dazu, sehr rebel-

lisch zu sein und Widerstand zu leisten, brachte ihnen aber auch bei, immer ehrlich mit sich selbst zu sein und sich auch nicht demütigen zu lassen, nur um dazuzugehören. Dadurch sind meine Töchter ebenfalls zu Außenseitern geworden.

Meine Töchter sehen dies heute positiv, weil sie es gut finden, dass sie kein „Herdentiere“ sind, sondern ihre Meinung vertreten und sich soweit wie möglich authentisch leben, auch wenn sie damit oft alleine stehen. Ich wollte vermeiden, dass meine Kinder ihre Seele verkaufen, nur um geliebt zu werden. Mittlerweile wissen beide um meine Lebensgeschichte. Dadurch kann Offenheit entstehen, ich kann über meine Fehler und die durch meine Vergangenheit bedingten Verhaltensmuster sprechen und damit auch vieles ausgleichen.

In meiner Jugendzeit habe ich sehr viel gelesen. In Büchern über die Stalin-Ära suchte ich nach Antworten auf die Frage, warum das System von Kritik und Selbstkritik Menschen, die ihm unterworfen werden, so stark psychisch zerstört. Ich verstand, dass die mit Kritik und Selbstkritik verbundene Zuweisung von Schuld eine gängige Methode zur Umerziehung von Menschen ist. Erst wird man als Kind immer wieder massiv von außen für schuldig erklärt, durch verbale Attacken, Schläge und Schuldzuweisungen. Irgendwann läuft der Mechanismus in einem selbst ab, und man geht, sowie etwas schiefläuft, automatisch in Selbstkritik, fühlt sich schuldig und minderwertig. Der innere Antreiber versteht es sofort, Kritik in Form von Bewertungen, Vergleichen und Urteilen zu üben, so dass man sich jetzt nicht mehr gezwungenermaßen, sondern ganz freiwillig selbst für schuldig erklärt. Aus diesem ständigen Schuldgefühl resultiert das immerwährende Bedürfnis, sich zu rechtfertigen, vor sich selbst und natürlich auch vor anderen.

Es ist ein perfides System, das tagtäglich nicht nur in Menschen greift, die so etwas durchlitten haben wie ich. Es greift in uns allen und beherrscht unsichtbar den gesamten Alltag. Solange uns dieses Programm nicht bewusst ist, werden wir uns niemals wertschätzen oder uns selbst mit Respekt und Achtung begegnen. Und genau das ist gewollt. Denn ein Mensch, der sich schuldig fühlt, ist ausgezeichnet manipulierbar.

***

Ich habe mich jedoch nie aufgegeben und ließ mich nicht brechen. Dazu gehört ein starker Wille. Mir war nicht bewusst, wie ungewöhnlich es war, dass ich immer weiter ums Überleben kämpfte. Die Psychiaterin, die mir acht Jahre lang geholfen hat, meine Programmierungen zu erkennen, sagte mir hierzu: „Ich habe Menschen, die wesentlich weniger erlitten hatten, für immer in die Psychiatrie einweisen müssen. Was haben Sie für einen enormen Lebenswillen!“

Heute ist mir klar, dass man mich zu einer Kampfmaschine programmiert hatte. Ich habe einige Male in scheinbar alltäglichen Situationen gegen fremde Menschen Gewalt angewandt. Ich griff sie am Hals und drohte ihnen, zuzudrücken, wenn sie noch einmal ihren Hund schlagen oder ihr Kind anschreien würden, das so sehr weinte. Solche Kontrollverluste wurden durch „Codes“ ausgelöst: Sobald ich mit bestimmten Handbewegungen, einem speziellen Gesichtsausdruck, besonderen Worten, Redewendungen, Arroganz konfrontiert war oder sich jemand drohend vor mir aufbaute, wurde ein Automatismus in mir ausgelöst, den ich kaum kontrollieren konnte. Der Impuls, so zu

reagieren wie in den Folternächten meiner Kindheit, war dann überstark. Ich fühlte in solchen Situationen unbändige Wut und wollte nur noch töten, um der Qual endlich ein Ende zu setzen. Der Wechsel vom Opfer zum Täter fühlt sich in solchen Momenten an wie eine Befreiung aus der Ohnmacht. Aber jemand, der blindlings den ihm eingepflanzten Programmen gehorcht, ist natürlich denkbar ohnmächtig.

Da ich gar nicht so handeln wollte, ging es mir jedes Mal nach derartigen Ausbrüchen sehr schlecht. Ich machte mir große Vorwürfe, und nun lief das ebenfalls weiterhin gut funktionierende Schuldprogramm in mir an, nach dem ich nichts taugte und ein schlechter Mensch war.

Wie oft bin ich auf Demonstrationen gewesen. Ich war davon überzeugt, gegen Gesellschaftsnormen, Staat und Politik kämpfen zu müssen. Ich war gewaltbereit und doch auch wieder nicht. Diese Ambivalenz begleitete mich durch mein Leben.
Da ich immer auf der Suche nach Antworten war, suchte ich eines Tages einen Esoterikladen auf. Der Ladeninhaber und ich kamen miteinander ins Gespräch. Das Angebot in diesem Laden war jedoch nicht geprägt von harmlosen esoterischen Büchern und Amuletten, sondern man konnte dort das umgekehrte Kreuz erwerben (ein Symbol für den Teufel), Bücher des berüchtigten Hexenmeisters Aleister Crowley und anderer schwarzmagischer Autoren und auch das 10. Buch Mose (ein dem Teufel gewidmetes schwarzmagisches mittelalterliches Werk über Hexerei). Der Ladeninhaber lud mich zu einem Treffen ein, das ab und zu Freitagabends stattfand. Die anderen Gäste waren Professoren der Psychologie sowie Jesuitenpater. Mein neuer Bekannter beteuerte, es sei ihm eine Ehre, mich als einzige Frau einzuladen. Ich ahnte, dass es sich um ein schwarzmagisches Ritual handelte,

bei dem ich das Opfer sein sollte, und lehnte ab.

Rückblickend weiß ich, dass man unbewusst seine Vergangenheit sucht, solange man sie nicht bewältigt hat. Einerseits sucht man die Konfrontation mit den Menschen und der Energie von damals, um die unerträgliche kindliche Hilflosigkeit endlich aufzulösen. Andererseits lösen diese Begegnungen aber auch starke Adrenalinschübe aus, wie man sie aus der Kindheit kennt. Bei solchen Begegnungen ist man oft selbst der Initiator, man will sich beweisen, dass man stark ist und „sie" einem nichts mehr anhaben können. Man fühlt sich angezogen und gleichzeitig bedroht, abgestoßen und gleichzeitig heimisch. Aber dieser Versuch, von der Opfer- auf die Täterseite zu wechseln, ist ein Trugschluss, und wer sich darauf einlässt, spielt ein hochgradig gefährliches Spiel. Denn das Gesetz dieser Kreise lautet: Du gehörst uns, und zwar als Opfer. Für immer. Wir machen mit dir, was wir wollen.

Und deshalb muss man irgendwann die Entscheidung treffen, welchen Weg man weitergehen möchte. Man kann nicht auf zwei Hochzeiten tanzen. Die Lösung liegt nicht im Wechsel vom ohnmächtigen Opfer zum machtvollen Täter (oder auch Retter), sondern darin, aus Machtspielen aller Art insgesamt auszusteigen.

***

Bevor ich soweit war, diese Entscheidung für mich zu treffen, griff in meinem Alltag häufig das Helfer- und Rettersyndrom aus der Kindheit. Ich wollte anderen helfen und das Leid meiner Umgebung beenden. Aber viele Menschen wollen gar keine Hilfe oder nur zu ihren eigenen Bedingungen. Sie haben Angst, ihr

Leben zu verlassen, auch wenn es stark von Leid und Schmerz geprägt ist. Denn dieses Leben ist ihnen vertraut. Sie sind darauf dressiert, eine andere Sichtweise, die ihnen mehrere Möglichkeiten oder eine Wahl eröffnen würde, nicht zulassen zu können. Nach und nach habe ich verstanden, dass jeder nur sich selbst retten kann. Solange man im Syndrom des zwanghaften Helfers und Retters lebt, übernimmt man Verantwortung für andere, aber nicht für sich. Man lebt Macht über andere, und dieser Mechanismus ist Teil des Systems. Dafür ist es egal, ob man die Macht als Täter oder als Retter auslebt.

In die Freiheit komme ich aber nur, wenn ich die Verantwortung für mein eigenes Leben übernehme und mein Leben danach ausrichte. Solange ich in der Verantwortung für andere lebe, lenke ich mich von mir selbst ab, laufe weg und muss mich nicht mit mir selbst konfrontieren. Das Helfen erfüllt die Alibifunktion, sich selbst und die eigenen Programmierungen nicht betrachten, beobachten und loslassen zu müssen.

Diese Selbstreflektion, bei der man jenseits aller Programmierungen sein eigenes wahres Wesen kennenlernen kann, ist aber nur in der Eigenverantwortung möglich. Alles andere sind gegenseitige Abhängigkeiten. „Ich weiß, was für Dich gut ist." ist genauso überheblich wie „Ich beherrsche dich." Nein, niemand weiß, was für den anderen gut ist, man hat schon Mühe, es für sich selbst herauszufinden. Die Entscheidungen, die wir im Modus des Helfer- und Rettersyndroms in bester Absicht für Andere treffen, halten diese Anderen in der Fremdbestimmtheit und hindern sie daran, selbst die Verantwortung für ihr Leben zu übernehmen. Dies hat zur Folge, dass sich der „Gerettete" nicht selbst bewegen und entwickeln muss und in seinen Syndromen verhaftet bleiben kann. Wahre Hilfe unterstützt die Übernahme

von Eigenverantwortung, ohne dass ich für den anderen handele. Für die eigene Bewegung und Weiterentwicklung ist jeder selbst verantwortlich.

Das Helfer-Rettersyndrom entspricht dem Opfer-Täter-Prinzip. Der Helfende macht sich zum Täter, denn er initiiert, entscheidet, handelt und sieht sein Gegenüber als hilfsbedürftig, schwach und unfähig, sich selbst zu helfen. So kann es sich weiter in der Opferrolle bewegen. Es gilt zu erkennen, dass das Opfer-Täterprinzip ein komplizierter Vorgang ist. Das vermeintliche Opfer steckt oft tief im Selbstmitleid und verlockt den Helfer und Retter dazu, zum Täter zu werden. So lebt das Opfer in seinem Verhalten, gut getarnt durch die nach außen demonstrierte Schwäche und Ohnmacht, ebenfalls das Täterprinzip. Der zum Täter gewordene Retter ist so im Grunde das Opfer des vermeintlich so schwachen Opfers. Die Rollenverteilungen in diesem Spiel Täter-Opfer-Retter sind schillernd und wechseln ständig, und wirklichen Fortschritt bringt nur das Aussteigen aus dem gesamten Spiel durch Übernahme der Eigenverantwortung.

Ich begann auf meinem Heilungsweg, mich immer wieder zu fragen: Was macht die Situation mit mir? Bin ich in der Verantwortung und akzeptiere ich den Ist-Zustand meines Lebens? Denn nur ausgehend von der Akzeptanz dessen, was ist, wird eine Veränderung möglich. Bin ich in der Willensentscheidung mit mir? Oder schiele ich danach, dass eine andere Person mein Selbstmitleid „streichelt", mich trägt und ich bleiben kann, was ich bin? Wenn wir uns nicht für uns entscheiden, erlangen wir nicht die Freiheit und Unabhängigkeit, sondern bleiben angreifbar, manipulierbar und ein Werkzeug anderer und des Systems. Ich erlebe es in der Praxis bei Patienten mit ähnlichem Missbrauchsschicksal, dass sie sich im Laufe der Sitzungen für sich

selbst oder für die Vergangenheit entscheiden müssen. Sie äußern sich immer wieder dahingehend, dass sie Angst und Strafe fürchten, wenn sie aussteigen, denn diese Programmierungen in ihnen sind sehr mächtig. Und an den Spielchen der Macht haben Viele ja auch Gefallen und wollen endlich auch einmal selbst Macht ausüben. Viele entscheiden sich für die Macht und das Spiel und damit für die Opferrolle.

Entscheidend für die Dynamik zwischen Opfer und Täter ist das Schuldprinzip. Als Opfer bin ich nicht schuld, alles wurde mir angetan, und ich bin hilflos. Das mag für die Kindheit zutreffen. Aber als Erwachsener schaffe ich mir eigene Lebenssituationen, auch wenn sie innerlich von den konditionierten Erfahrungen der Vergangenheit geprägt und gesteuert sein mögen. Die Versuchung liegt in folgendem Gedanken: „Wenn man das mit mir nicht gemacht hätte, dann ginge es mir jetzt gut." Das ist die Schuldzuweisung, die mich auf ewig von meiner Vergangenheit abhängig hält. Erst wenn ich darauf verzichte, im Alltag dem Umfeld die Schuld zu geben, ermächtige ich mich selbst dazu, meine Situation zu verändern. Ich ersetze Schuld durch Eigenverantwortung. Eine verantwortliche Formulierung könnte lauten: „Es geht mir jetzt gerade nicht gut, denn ich habe es zugelassen. Ich entscheide im Hier und Jetzt, ob ich als Opfer weiter mein Programm von Schuld und Sühne abspulen oder mich selbst leben möchte." Wir haben immer eine Wahl, und unsere einzige Aufgabe ist, uns selbst zu leben und damit selbst die Macht über uns zu ergreifen.

Auf der Suche nach mir schaute ich mich weiter um und landete bei den Gnostikern. Auch dort wurde ich nach einer geraumen Zeit an einem Freitag zu einem engeren Zirkel eingeladen. Es wäre die Einführung in rituelle Anbetungsformen

gewesen. Das Umfeld war sehr dogmatisch. Ich ging.

Danach war ich bei einem keltisch druidischen Kreis. Ich bekam Unterweisung und wurde ausgebildet in druidischem Wissen. Ich fühlte mich wohl, denn es schienen Werte vermittelt zu werden, die im Einklang mit dem Leben und der Natur stehen. Doch eines Tages kam es auch hier zur Durchführung eines magischen Rituals, und ich erlebte als Beobachterin die furchtbaren Konsequenzen, die magische Mittel haben können.

Man muss wissen, dass generell alles – in der Magie, aber auch im alltäglichen Leben – einen Preis beziehungsweise eine Konsequenz hat, die man bezahlen muss. Deshalb ist die Durchführung magischer Rituale normalerweise sehr, sehr teuer – zu Recht.

Magie ist der Versuch, die normalen Konsequenzen, Verluste und Vergeblichkeiten des Alltags zu umgehen und auf einem Umweg das gewünschte Ziel zu erreichen. Wer die Anwendung von Magie in Auftrag gibt, versucht, seine Selbstverantwortung auf jemand anders abzuschieben. Ich persönlich habe großen Respekt vor den in der Magie benutzten energetischen Kräften, speziell vor denen, die in magischen Ritualen Anwendung finden. Man sollte sie nie unterschätzen!

Nach diesem Erlebnis hörte ich auf, nach Lösungen im Außen zu suchen, und fing stattdessen an, intensiv mich selbst und die mir eingeprägten Verhaltensmuster zu beobachten. Um mich nicht so stark durch die chronischen Schmerzen in meinen Beinen, im Rücken und im Magen einschränken zu lassen, habe ich das Laufen für mich entdeckt. Die Durchblutung und die Muskelarbeit helfen mir, mit den Schmerzen besser umgehen zu können. Und vor allem spüre ich dann mich und meinen Körper. Anfangs lief ich für meine Mutter – ich wollte ihr auch in Abwesenheit beweisen, dass ich doch etwas leisten und durchhal-

ten kann. Mein Antrieb war: „Wenn sie mich jetzt sehen würde, wäre sie stolz auf mich.“

Nach und nach entdeckte ich, wie mir das Laufen half, meine Grübeleien zu vergessen. Endorphine wurden freigesetzt, und und ich lief immer mehr nur noch für mich selbst. Ich begann Marathon zu laufen, später kamen Bergsteigen, Eisklettern, Tourenski dazu. Es handelte sich immer um Extremsportarten, die einen hohen Adrenalinspiegel auslösen. Man fühlt sich großartig, man spürt sich und seinen Körper. Man beweist sich, dass man stark ist und etwas leistet, was viele andere nicht schaffen könnten.

Es war mir bewusst, dass ich die Adrenalinschübe meines alten gequälten Lebens teilweise durch die Adrenalinschübe beim Extremsport ersetzte. Man weiß in der Sportwelt, dass viele Menschen, die Extremsport ausüben, in ihrer Kindheit eine Form von Missbrauch und Übergriffigkeit erlebt haben. Dieser Missbrauch kann auch emotional gewesen sein. Wie viele Kinder werden auf Bestleistungen getrimmt, ohne den Ansprüchen des Elternhauses je gerecht werden zu können und akzeptiert zu werden. Nach und nach nahm mein Bedürfnis nach Adrenalinschüben ab, und ich musste nicht mehr zwanghaft jede Woche körperliche Höchstleistungen vollbringen. Heute mache ich gern lange Waldspaziergänge und jogge ab und zu einfach zu meiner Freude.

***

Was ich mich bis heute durch mein Leben begleitet, ist unzureichender Nachtschlaf. Ich schlafe immer mit einem offenen

Ohr. Bei geringfügigsten Geräuschen in der Wohnung, bei Geräuschen und Stimmen auf der Straße schrecke ich sofort auf. Mein Körper spult sein Panikproramm ab: Das Herz klopft bis zum Hals, mein Rücken wird schweißnass, und ich bekomme Erstickungsanfälle. Immer noch ist alles in mir auf Schutz und Abwehr programmiert.

Eines Nachts ging ich, ohne Licht zu machen, auf die Toilette. Auf dem Rückweg zum Bett begegnete ich meinem Mann, der ebenso zur Toilette wollte. In diesem Moment erkannte ich ihn nicht und rutschte in mein Kampfprogramm. Ich sprang ihm an die Kehle. Zum Glück wehrte er sich, und ich ließ zutiefst erschrocken los. Fast hätte ich den Menschen umgebracht, den ich am meisten liebte. Ich erwog sogar, mich selbst umzubringen, um keine Gefahr mehr für andere zu sein. Dass mein Mann trotz solcher Vorkommnisse bei mir geblieben ist, stellt für mich eines der großen Wunder in meinem Leben dar, für die ich zutiefst dankbar bin.

Dieses Geschehnis war ein weiterer Auslöser. Ich beschloss einmal mehr, mich mit meiner Vergangenheit konsequent und kontinuierlich auseinanderzusetzen. So konnte es nicht weitergehen, es musste Schluss sein!

Während ich meine Vergangenheit erforsche und versuche, die Mechanismen zu verstehen und aufzulösen, denen ich teilweise immer noch gehorche, reagiert mein Körper bis heute sehr heftig. Ich habe heftigste Alpträume, die mir für den Tag häufig meine Kraft nehmen. Nach manchen Erinnerungen blute ich tagelang wieder aus dem Darm und kann meine Beine kaum bewegen. Heftig sind auch die neuralgischen Schmerzen, die vom Hals in den Kopf steigen. Bis heute nehme ich, abgesehen von einigen Jahren, in denen ich bei schweren Anfällen von Atemnot

Asthmaspray benutzte, für keines der Symptome Medikamente. Denn diese körperlichen Symptome sind psychischer Natur und letztendlich psychosomatische Störungen. Als ich begann, mich intensiv mit meiner Geschichte auseinanderzusetzen, wurden diese Symptome zunächst über Wochen, teilweise Monate, noch heftiger. Der Körper vergisst nicht, und im Heilungsprozess zeigt er das Ausmaß dessen, was er schmerzhaft erlitten hat. Erst danach begann die endgültige Ausheilung, die dann überraschend schnell erfolgte. Ich hätte nicht gedacht, dass mein Körper sich auch mit Ende Fünfzig noch so gut und gründlich regenerieren kann.

Ich fand eine besonders erfahrene Therapeutin, die bereit war, mit mir meine Kindheitserlebnisse aufzuarbeiten. Mit ihrer Unterstützung lernte ich, meine Geschichte zu akzeptieren. Dieses Annehmen ist ein besonders wichtiger Entwicklungsschritt und die Voraussetzung, um aus den alten Prägungen aussteigen zu können. Solange man nicht akzeptiert, dass alles so war, wie es nun einmal war, gerät man immer wieder in die Opferrolle. Es kostet viel Willenskraft, sich dem alten Grauen zu stellen. Man muss sich nicht unbedingt mit jedem einzelnen Kindheitsereignis konfrontieren, sondern sich immer wieder folgende Fragen stellen: Was macht das Erlebte bis heute mit mir? Welche Verhaltensmuster lebe ich? Welche Emotionen (Angst, Aggression, Panik, körperliche Reaktionen) schießen unkontrolliert in mir hoch, mit denen ich nicht umgehen kann? Gehören sie zu mir? Bin ich das? Oder imitiere ich immer noch Verhaltensmuster meiner Mutter oder anderer Familienmitglieder? Eine solche Fortsetzung meiner Unfreiheit ist ja genau das, was „sie“ wollen. Möchte ich das auch? Oder zeige ich mir selbst, dass ich trotz aller Widrigkeiten lernen kann, mich selbst zu res-

pektieren und zu achten?

Ich verstand nach und nach unter vielen heilsamen Tränen, dass die Vergangenheit unabdingbar geschehen und nicht veränderbar war. Dieser Vorgang, bei dem ich das, was mir widerfahren war, betrauerte und beweinte, fühlte sich an wie ein Verlust, wie ein Vakuum oder sogar wie ein Sterbeprozess. Wer bin ich noch, wenn ich diese Zeit losgelassen habe? Meine Vergangenheit gehörte ja immer zu mir, ich hatte nichts anderes, und ich konnte auch im Nachhinein nicht das Geringste daran ändern oder umschreiben. Durch das Betrauern endet die Identifizierung mit dem Erlittenen. Das macht frei, aber es fühlt sich erst einmal auch sehr ungewohnt und fröstelig an. Es hatte auch keinen Sinn, die Beteiligten, besonders meine Mutter, zur Rede stellen zu wollen und zu hoffen, dass sie ihre Taten selbst in Frage stellen oder gar bereuen würde. Dies anzuerkennen, waren schmerzhafte Prozesse, bis ich akzeptierte, dass meine einzige Chance ich selbst war. Ich konnte nur frei werden, indem ich selbst losließ. Solange ich an den Energien der Vergangenheit festhielt, blieb ich durch sie gefesselt.

Mit diesen Loslösungsprozessen sind ebenfalls starke körperliche Vorgänge verbunden, die Angela ebenso erlebt hat wie ich. Der Körper, besonders Beckenbereich und Beine, schüttelt in stundenlangen unwillkürlichen Entladungen, mit Schüttelfrost und Zittern, die in ihm gespeicherten emotionalen Belastungen buchstäblich aus sich heraus.

Während ich diesen Weg zu mir selbst ging, wuchsen auch mein Vertrauen, meine Leichtigkeit und meine Fähigkeit zur Freude wieder. Ich hatte geglaubt, dass mir mein Urvertrauen in der Kindheit unwiederbringlich genommen worden sei. Aber es war immer noch da und wartete darauf, von mir gelebt zu wer-

den. Ich lernte, dass alle diese Seelenkräfte, auch wenn ich sie als Kind nicht leben konnte und sie lange wie verschüttet waren, im Hintergrund des „Seelenspeichers“ immer darauf warten, aktiviert und endlich gelebt zu werden.

Ich konnte mich immer mehr in mir verankern, nachdem ich in der Therapieausbildung verstanden hatte, dass alles auf Energien beruht. Über Generationen laufen spezielle Muster, Gewohnheiten, Gewalt, Moralvorstellungen, Alkoholismus, Depressionen, Angststörungen und Missbrauch aller Art oft unbewusst ab. Sie werden von Generation zu Generation weitergegeben. Diese niedrigen Energiefrequenzen fühlen sich leidvoll und schwer an.

Freude, Lachen, Singen, Tanzen, die offene Begegnung mit dem Leben fühlen sich - und das haben wir sicherlich alle schon erlebt - leicht an, man hat das Gefühl zu schweben. In diesen Momenten lebt man hohe Energiefrequenzen und fühlt sich zufrieden und in sich selbst ruhend.

Bis heute beobachte ich mich täglich in meinem inneren Gefühlszustand. Sobald der Magen kneift, Ängste hochsteigen, Druck und Unsicherheiten aufkommen, weiß ich, dass ich mich gerade in meiner Energie herunterziehen lasse. Es ist jedoch an mir, immer wieder zu überprüfen, ob ich mich leben oder von äußeren Einflüssen manipulieren lasse möchte.

Nur ich habe die Macht über mich! Wer sich seiner Macht bewusst ist, wird sich wertschätzen und sich und anderen achtungsvoll begegnen. Ich kann den Anderen lassen, wie er ist, aber auch mich selbst so annehmen, wie ich bin. Damit entsteht die Leichtigkeit, nach der wir uns alle sehnen. Wir allein entscheiden, ob wir den Weg unser Individualität und Einzigartigkeit zu uns gehen. Erst wenn ich mich selbst fühle, kann ich mir be-

gegnen, ohne mich – und damit auch Andere – zu bewerten, zu kritisieren, zu beurteilen, zu vergleichen, ohne mich zu rechtfertigen oder von anderen Rechtfertigung zu fordern. Solange wir uns an den Opferstatus unserer Vergangenheit klammern, blockieren wir uns für unseren Weg im Hier und Jetzt. Auf diesem Weg finden wir zurück zu uns in die Liebe.

Die Entscheidung liegt bei uns. Jeder Weg beginnt mit dem ersten Schritt.

Entwicklungspsychologie und Bindungsforschung befassen sich damit, was unsere Kinder brauchen, um ihr Potenzial als menschliche Wesen – und ihre Humanität – voll entfalten zu können.

Wenn man die Berichte von Angela, Domenico und Anna aus dieser Perspektive liest, gewinnt man den Eindruck, dass die verbrecherischen Kräfte, denen sie ausgesetzt waren, die entwicklungspsychologischen Bedürfnisse von Kindern sehr genau kennen – und systematisch alles tun, um sie NICHT zu erfüllen.

In den Schilderungen wird immer wieder deutlich, was die entwicklungspsychologische Forschung seit langem weiß und was jeder von uns intuitiv spürt: Die stabile Vertrauensbeziehung zu fürsorglichen Erwachsenen ist entscheidend für das Selbstvertrauen und die Lebenskraft von Kindern.

Vor diesem Hintergrund ist es besonders wichtig, dass wir liebevoll und in wacher Verantwortung selbst mit unseren Kindern zusammenleben, anstatt sie immer früher kollektiven Institutionen zu überlassen. Es kann uns auch stutzig machen, wie sehr gewaltbetonte, nicht auf der liebevollen Partnerschaft zweier gleichberechtigter Erwachsener beruhende Varianten von Sexualität in unserer Gesellschaft medial betont und zur Normalität erklärt werden. Weiter erhebt sich die Frage, warum unsere Kinder im Rahmen der sexuellen Früherziehung schon in Kindergarten und Grundschule obligatorisch mit verschiedensten sexuellen Praktiken vertraut gemacht und weit vor der Pubertät zu sexuellen Handlungen ermutigt werden sollen. Man könnte sogar darüber nachdenken, warum die Mode inzwischen Männer wie Frauen ermutigt, durch Abrasieren der Achsel- und Schambehaarung den Unterschied zwischen Erwachsenen und

Kindern auch optisch immer mehr zu verwischen.

Nur wenn wir hier aus unserer unzeitgemäßen Ahnungslosigkeit und Naivität aufwachen, auch bestürzende Aspekte unserer Realität endlich zur Kenntnis nehmen und auf dieser Grundlage verantwortlich handeln, können wir unsere Kinder wirkungsvoll schützen.

Hierzu will dieses Buch einen Beitrag leisten.

Dagmar Neubronner, Herausgeberin